

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mit den Badenern von Mülhausen bis in die Champagne

Körner, Friedrich T.

München, 1917

urn:nbn:de:bsz:31-34456

Friedr. Th. Körner

Mit den
Badenern von
Mülhausen bis
in die Champagne

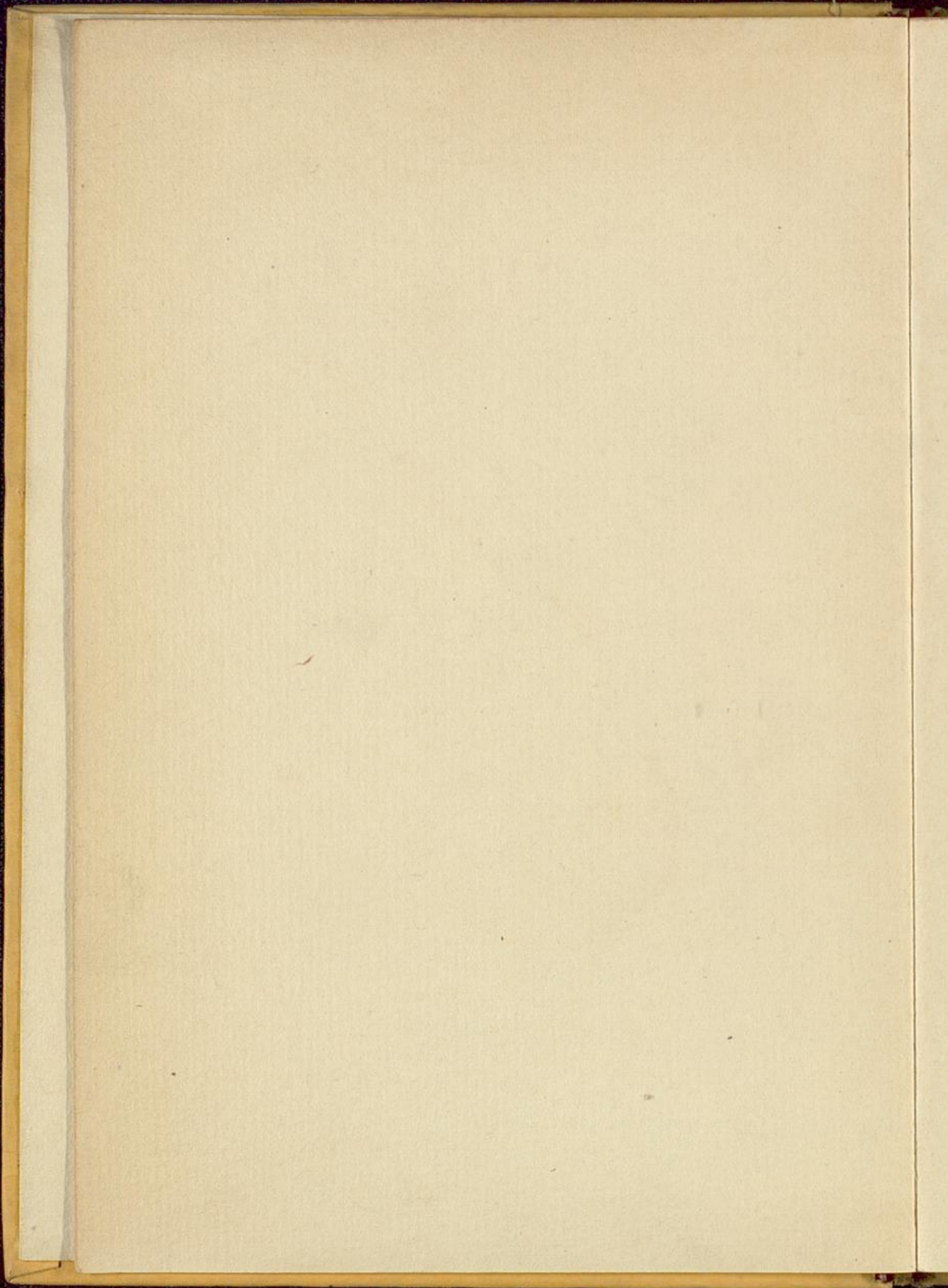


O 63 A J. Beck München

291

JOST

063 A 291



Mit den Badenern
von Mühlhausen bis in die Champagne

O großes Glück, mit dieser Zeit zu gehen!
O heil'ger Tag, da alles einig war!
Stolz sah'n wir unsere Fahnen vorwärts wehen,
Mit aller Welt den blut'gen Kampf bestehen,
Und siegreich aufwärts steigen Deutschlands Nar!

Mit den Badenern

von Mühlhausen bis in die Champagne

Erinnerungen eines Mitkämpfers

von
(nicht [ich])
[Leodas]
Fr. Th. Körner



C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München 1917

19436399

063 A 291



Der Verfasser hat die Kämpfe als Oberleutnant und Regimentsadjutant mitgemacht.

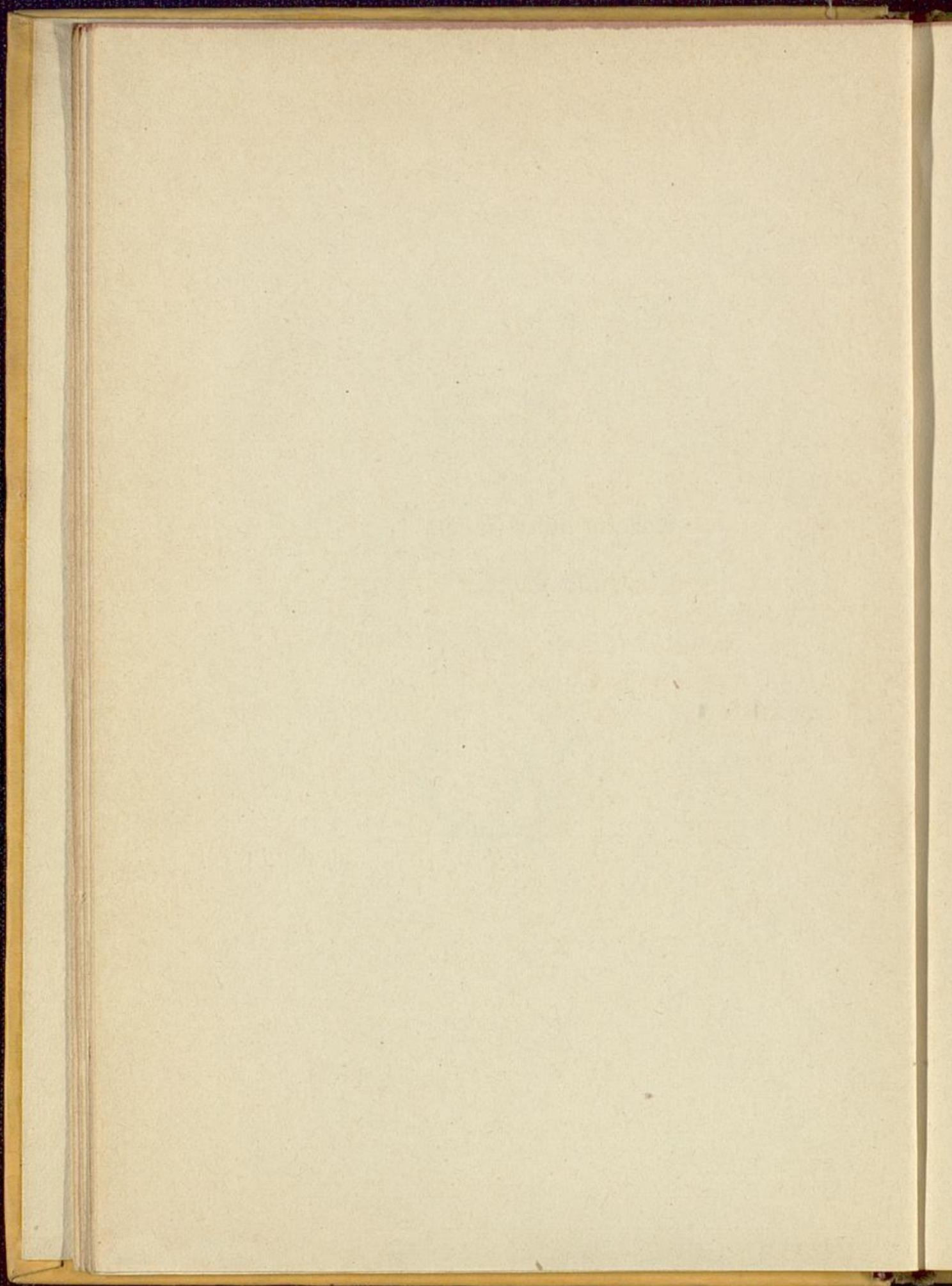


7

Meinem lieben Freund

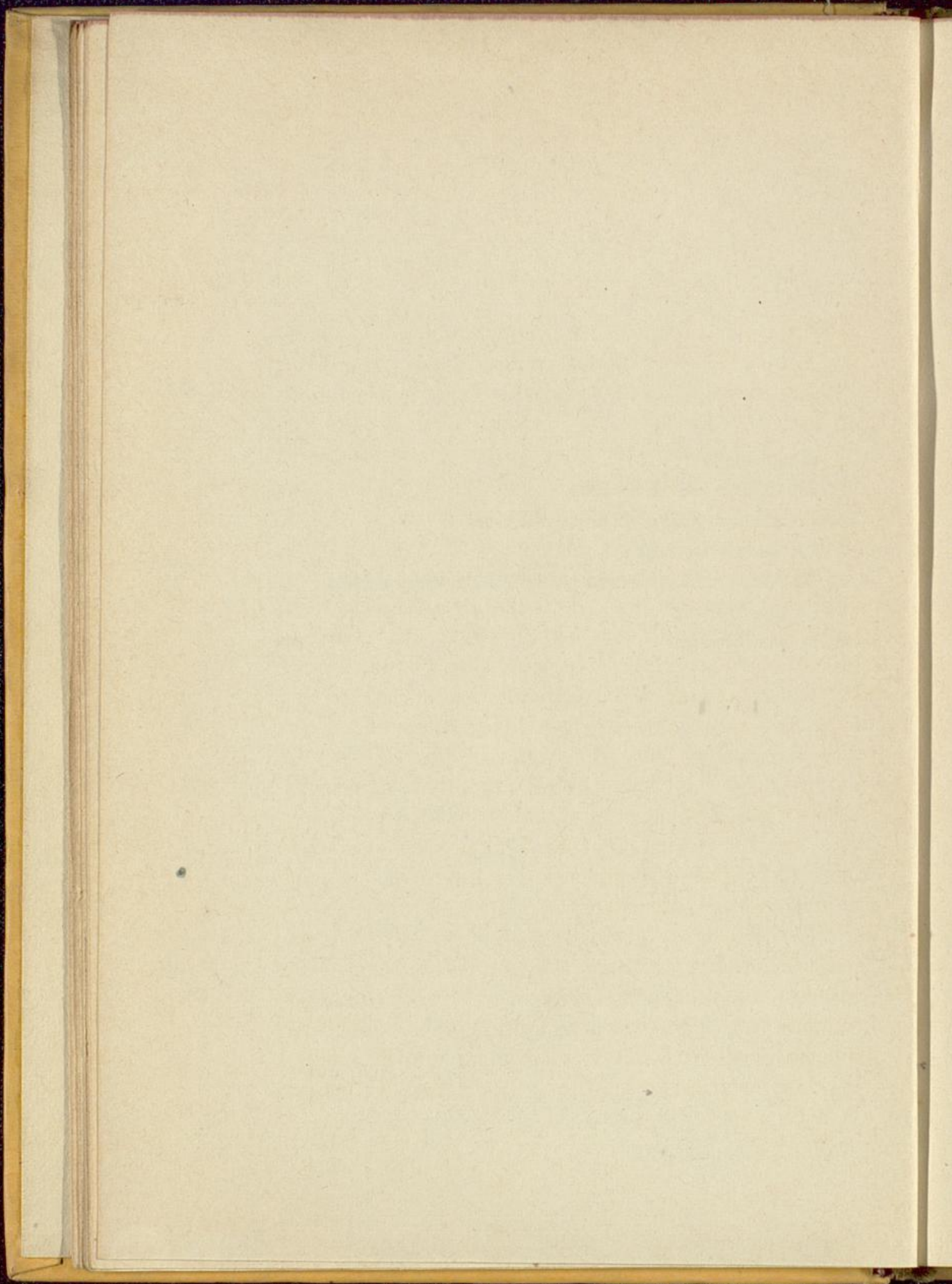
Hans E. M.

zu eigen.



Inhalt.

	Sei
1. Mobilmachung	1
2. Die Schlacht von Mülhausen	11
3. Die Schlacht zwischen Metz und Saarburg	30
4. Die Kämpfe vor Toul	57
5. Die Kämpfe in Nordfrankreich und der Stellungskrieg 1914/15	69
6. Die Lorettoschlacht	88
7. In der Champagne	104



1.

Mobilmachung.

Es war an einem der letzten Julitage des Jahres 1914. Wir feierten im Kasino den Geburtstag eines Regimentskameraden. Wir dachten nicht an Krieg. Keiner ahnte, daß draußen schon der Flügelschlag der Weltgeschichte rauschte, daß die Telegraphen eifrig zwischen Wien, Berlin, Petersburg, London und Paris spielten, daß sich ein düsteres Gewitter über der Welt zusammenzog. Wer sollte auch an Krieg denken? Die österreichische Note an Serbien war schon überreicht, aber war das nicht nur eine rein lokale Angelegenheit zwischen Osterreich-Ungarn und Serbien? So sahen wir es an! Wohl würden wir mit allen Gedanken und unseren Wünschen und Hoffnungen treu zu unsern Verbündeten stehen. Aber in einen Krieg würde uns dieser Konflikt doch sicher nicht hineinreißen. Unser Kaiser war ja auf seiner Nordlandsreise, viele Kameraden waren auf Urlaub, zum Teil sogar im Ausland, wir sprachen eifrig von den kommenden Manövern und gaben uns froh und jugendselig der Gegenwart und dem Leben hin, wie es uns hier im Kameradenkreise so schön erschien.

Und doch war in unsern Herzen von fern her ein seltsamer Klang, ein Klang, den wir alle noch nie vernommen, der aber unsere Herzen vor Begeisterung höher schlagen ließ. Es waren jene stillen Wünsche und Hoffnungen, endlich einmal die Erfüllung unseres Lebens, die Wirklichkeit unseres Berufes zu erleben: den Krieg!

Körner, Mit den Badenern.

Denn damals stand er vor unseren Augen als ein junger, lorbeergeschmückter Gott, siegreich und stolz, ruhmverkündend und alles fordernd, alles gebend und alles erfüllend! An Eisen und Blut, an Elend und Jammer, an Not und Tod dachte niemand. Was scherte uns das alles! Waren wir nicht dazu da, uns hinzugeben, gehörten diese Leiber nicht dem Vaterlande, wenn es sie forderte! So riß uns dieser Abend doch noch in die Kriegsstimmung hinein. Mit glühenden Wangen und brennenden Augen saßen die jungen Fähnriche umher und lauschten auf die Gespräche. Man fühlte, wie alle Herzen klopfen und wie sich alles zurechtfinden wollte in diesem Chaos von Gefühlen, Eindrücken, Empfindungen. Und doch kam in dieses Durchfluten von Gedanken und Stimmungen keine Ruhe, keine Ordnung hinein. Es war wie eine Trunkenheit, eine Seligkeit, ein nie gekanntes Glück in unsern jungen Herzen.

Immer wieder spielte an jenem Abend die Musik. Und Märsche, patriotische Lieder sollte sie spielen, wir wollten singen! Wir wollten fühlen, daß wir lebten, daß wir dieses Vaterland heiß und innig liebten, daß wir Nibelungentreue bis in den Tod über alle anderen Güter stellen könnten. So wechselte „Deutschland, Deutschland über alles“ mit der „Wacht am Rhein“, „Gott erhalte Franz den Kaiser“ mit dem Deutschmeistermarsch. Dieser Marsch wurde bejubelt und beklatscht. Immer wieder klangen seine straffen und melodischen Klänge durch den Saal und in den Garten hinaus, immer wieder fand er den lebhaftesten Widerhall in unsern Herzen.

Dann kamen jene Tage der gewaltigsten Spannung und höchsten seelischen Erschütterung, die wohl jemals die Welt erlebt hat. Als die Lage immer drohender, als die Haltung unserer Feinde immer zweideutiger wurde, da durften auch wir nicht länger zögern. Das wäre ein Verbrechen am Vaterlande gewesen. Und so schlug die Kriegswoge auch in unsere Kaserne und trieb uns alle dazu, nochmals die ungeheure, bis ins kleinste durchdachte und vorbereitete Maschine zu prüfen: die Mobilmachung. Und die Maschine lief. Nicht ein Knopf, nicht ein Nagel, nicht eine Schnalle, nicht ein Riemen, nicht ein Mann, nicht ein Pferd fehlte. Jeder wußte, was er um 8 Uhr morgens zu tun hatte, wo er sich um 9 Uhr melden mußte, daß er um 10 Uhr da und dort tausend Granaten abzuholen hatte. Es war alles wohl berechnet: das Essen für alle die Menschen, die den Kasernenhof füllen würden; für die Pferde, die aus dem Elsaß und dem ganzen Lande in die Ställe zusammenkämen, Eisen jeder Größe, Geschirre, Puzzeug, Heu, Hafer und Stroh. Auf den Kammern war Licht bis in die späte Nacht hinein. Da standen schon die für die neuen Formationen bestimmten Kammerunteroffiziere, die die Röcke und Stiefel für die zu erwartenden Mannschaften verpassen, die ihnen ihre Ausrüstungen vom Brotbeutel bis zum Ersatzknopf aushändigen sollten. In der Schmiede war ein unaufhörliches Hämmern und Funkensprühen, in den Waffenmeisterwerkstätten wurden Säbel und Seitengewehre geschliffen, Revolver nachgesehen, und die Geschütze zum letztenmal geprüft.

So wurde unablässig geschafft, in allen Städten, an

allen Orten, allen Garnisonen, vom Rhein bis hinauf zum Osten, im Norden und im Süden.

Es kam der 31. Juli. Immer noch war keine Entscheidung gefallen, immer noch wartete und hoffte alles auf einen Ausgleich, ein Hinauschieben oder auf eine Entscheidung und eine Erlösung aus dieser Spannung. Nachmittags kam dann das Telegramm, daß von Seiner Majestät dem Kaiser drohende Kriegsgefahr ausgesprochen sei. Da wußten wir: das ist der Krieg! Und es sollte Wahrheit werden. Am Sonnabend, den 1. August, nachmittags 5 Uhr 15 schlug die Nachricht bei uns allen wie ein Blitzschlag ein: Seine Majestät hat die allgemeine Mobilmachung der Armee und Marine befohlen! Uns alle ergriff namenlose Begeisterung. Ein ungeheures Leben und Wogen erfüllte die Straßen vor unserer Kaserne und die Kaserne selbst. Es ging durch alle Herzen nur ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, ein Gefühl der Aufopferung und Liebe für dieses deutsche Vaterland, das so hinterlistig angegriffen war. In der Stadt war ein Leben ohnegleichen. Abends strömten die Menschen in Scharen durch die Straßen, in den Cafés spielte man „Die Wacht am Rhein“ und sang nur „Deutschland über alles“.

Und doch vergaß keiner über alledem seine Pflicht. Wohl wollte man noch einmal die liebsten Menschen, die einem alles waren und deren Haus einem so oft Heimat und Liebe gegeben hatte, zum Abschied sehen. Aber es gab noch ununterbrochen in der Kaserne zu arbeiten, Auskunft zu erteilen, zu ordnen und zu helfen. Da begann jenes größte Gefühl in den Herzen lebendig

zu werden, das immer die ganze deutsche Armee unzertrennlich in Not und Tod zusammengeschmiedet und verbunden hat: die Kameradschaft! Sie half über alles hinweg, über Versehen, Mißverständnisse und Mißstimmungen. Sie half, alle Gegensätze zu beseitigen.

Am 1. August abends war ich noch auf dem Bahnhof. Auch hier hatte die Mobilmachung begonnen. Alles ging nach der Sekunde, jeder Beamte wußte seine Arbeit. Hier erlebte ich aufs tiefste das deutsche Wunder: die Kraft unserer Organisation, die Größe unseres Pflichtgefühls, den Willen zur Tat, der in jedem einzelnen lebendig war. Und schon hier fühlte ich es stark und tief in meinem Herzen: dieses deutsche Volk kann nicht besiegt werden, sondern es wird siegen. Ich wollte mich überzeugen, ob die Pferdetransportkommandos rechtzeitig fortkämen. Da traf ich sie schon in den Zügen, die in Richtung Mülhausen abfuhren. Es sind Kommandos von drei bis vier Mannschaften und einem Unteroffizier, die aus dem Elsaß, zum Teil aus Grenzdörfern, zur Auffüllung und Aufstellung von Neufformationen Pferde abzuholen hatten. Das war keine leichte Aufgabe, da solche Transporte oft sieben bis acht Tagemärsche hatten, unterwegs verpflegt und einquartiert werden mußten und oft 100 bis 150 Pferde mitzuführen hatten. Aber auch das ging. Freilich kamen manche Transporte nicht mit der erwarteten Zahl von Pferden, zum Teil auch mit Verspätungen an, aber das hing mit den schwierigen Verhältnissen in den weit abgelegenen Grenzdörfern zusammen. Die Leute waren stolz auf ihre Aufträge, da sie als die ersten Soldaten an die Grenze kamen, und

blitzenden Auges malten sie sich schon allerhand Zusammenstöße mit den Franzosen aus. Am Bahnhof selbst spielte sich ein Leben und Treiben unvergleichlicher Art ab. In jeder Ecke, an jedem Tisch, in jedem Zuge sah man nur noch Soldaten, Hunderte und aber Hunderte, junge und alte, die alle ihren Bestimmungsorten zueilten, und denen im Herzen und in den Augen nur die heiligen, frohen Worte brannten: Lieb Vaterland magst ruhig sein!

Dann war ich noch auf einem anderen Bahnhof, dem Güterbahnhof. Auch hier das gleiche Bild von Ordnung und Bereitschaft: unabsehbar lange Züge standen dort, mit allem Gerät und allem Zubehör, Wagen für Mannschaften und Pferde, für Geschütze und Fahrzeuge. Es war ein unbeschreibliches Leben dort unten. Helle elektrische Bogenlampen breiteten strahlendes Licht über dieses Chaos von Pferden und Menschen aus, die hier zum Verladen bereit standen. Es war eine Batterie Feldartillerie, die als erste gegen Frankreich bestimmt war. Hier erlebten wir auch das erste Abschiednehmen von lieben Menschen und treuen Kameraden. Viele Worte haben sich alle diese Menschen, die sich dort gegenüberstanden, nicht gesagt. Es empfanden alle etwas wie eine Scheu vor etwas Unbekanntem, wie eine Unbeholfenheit, vor der wir uns schämen. Ein stummer Händedruck sagte mehr als schöne Worte. Und doch war es dann allen wie eine Erlösung, als wir alle noch einmal im Halbkreis zusammentraten und unser Major der Batterie die letzten Abschiedsgrüße zurief: „Kameraden! Euch ist das schönste und höchste Los gefallen, das einem

Soldaten zuteil werden kann: Ihr seid als die Ersten dazu bestimmt, unser geliebtes deutsches Vaterland, unsere Heimat zu schützen. Seid eingedenk der Taten unserer Väter und Großväter, und erweist Euch ihrer allzeit würdig. Ziehet mit Gott hinaus in den Kampf. Er schütze Euch auf allen Wegen. Ziehet hinaus mit dem Ruf: Mit Gott für Kaiser, Fürst und Vaterland. Seine Majestät, unser allgeliebter Kaiser, Seine Königliche Hoheit, unser Großherzog, unsere teure Heimat: Hurra Hurra, Hurra!" Man sah nach diesen markigen Worten in vielen Augen Tränen schimmern. Es ist jene Begeisterung, die man nur einmal so tief und erschütternd erlebt, jener heilige Augenblick unseres Lebens, in dem wir bereit sind, es bedingungslos hinzugeben für Fürst und Vaterland.

Dann fuhr der Zug hinaus in die dunkle Nacht. Um die Kanonenrohre und Fahrzeuge waren Girlanden geschlungen, die Wagen waren mit Blumen und Grün geschmückt, und jubelnd löste sich von den Lippen der Menschen, die dort hinausfuhren in die Schlacht, und von den Hunderten, die zurückblieben, der Gesang: Lieb' Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Wie viele sind seit jenen Tagen hinausgezogen, wie viele hat man voneinander Abschied nehmen sehen, und sie haben sich niemals wieder in die Augen geschaut. Hart und unermesslich grausam ist der Krieg, wenn man ihn von dieser Seite sieht. Aber er ist groß und schön und wertvoll, wenn man bedenkt, daß wir diesen Kampf auf Tod und Leben nur durch eigene Kraft und durch

sittliche hohe Werte bestanden haben werden. So ging damals durch unser Volk diese Woge tiefsten nationalen Empfindens, aller Haß, aller Hader war begraben, alle in alten Zeiten anerkannten Werte, die fast in der Hast des modernen Lebens und der Überkultur unserer neuesten Zeit zu ersticken drohten, kamen uns wieder neu zum Bewußtsein und Erlebnis. So empfand wohl jeder einzelne in diesen Mobilmachungstagen, daß nichtswürdig die Nation ist, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre. Und als man unsere Ehre anzutasten drohte, als Frankreich marschierte, als Rußland marschierte, da galt es, unsere heiligsten Güter zu retten, da war es höchste Zeit, daß sich auch Deutschland in seiner ganzen Kraft und Macht erhob. Es war ein stummer, aber leidenschaftlich tatkräftiger Marsch, als damals das deutsche Volk aufstand. Niemals dürfen und werden wir diesen Marsch, dieses große, heilige Erwachen der Volksseele vergessen.

Unabsehbare Menschenmassen, Scharen und Horden, scheußliches Gesindel aller Art wurde gegen uns aufgeboden und ausgesandt: Schwarze und Weiße, Inder und Neger, Turkoß und Hinduß, Tartaren und Sibirier. Da war nur ein einziger Gedanke in allen deutschen Herzen: das Vaterland ist in Gefahr! Da lebte nur ein einziger Wille in allen: jeder einzelne muß helfen, und gälte es auch das Herzblut! Aber niemand sprach davon, daß wir unsere Feinde, die uns so heimtückisch überfielen, haßten, daß wir in acht Tagen in ihren Hauptstädten einziehen wollten und daß der Weg dorthin ein Weg über Trümmer und Leichen sein sollte. So jedoch

hatten sie es mit dem Rheinland und unseren östlichen Provinzen vorgehabt. Wohl ahnten wir, daß wir mit gewaltigen Schlägen dem Feinde zuvorkommen würden, um den Krieg in sein Gebiet zu übertragen. Aber wir glaubten, auch dort nur gegen feindliche Soldaten Krieg führen zu müssen, und wurden gründlich eines anderen belehrt.

Wie und wohin aber auch unsere Armeen geführt würden: für das deutsche Volk war es ein Verteidigungskrieg, ein heiliger Krieg. Es galt Hof und Haus zu schützen, es galt, unsere reichsten und schönsten Grenzprovinzen, die Quellen unserer industriellen Kraft und wirtschaftlichen Größe, vor den asiatischen Horden, vor Turkos und Negern zu bewahren. Es war ein Kampf auf Leben und Tod auf beiden Grenzen!

Wie es im Osten das I. Armeekorps war, das schon im Frieden dort oben treue Wacht gehalten hatte, so war es im Südwesten des Reiches das badische XIV. Armeekorps, das hier als erstes mit den Franzosen in den Kampf kam, und das ihnen den ersten Beweis lieferte, daß das deutsche Heer auf dem Posten sei und sich nicht so spielend überfallen und vernichten ließe, wie man jenseits der Vogesen gehofft und geträumt hatte. Dazu war in jedem einzelnen unserer Soldaten eine zu große Erbitterung über die Heimtücke des Feindes, ein zu starker Glaube an unsere eigene Kraft und an unsere Schuldlosigkeit bei diesem größten, "ungeheuerlichsten" Ringen, das nun anhob, ganz Europa zu erschüttern. Unaufhaltsam sind die Badener in den unermesslichen Kämpfen von Sieg zu Sieg geeilt. Ihre Heldentaten

in den Schlachten von Mülhausen und Metz, von La Bassée und Loreto und in der Champagne werden unvergeßlich bleiben.

Wir werden in späteren Jahren noch oft zurückdenken an diese Tage des August 1914, an die größte und heiligste Erhebung des deutschen Volkes. Dann wollen wir keinen derer vergessen, die damals froh und freudig von uns Abschied genommen und dann ihr Herzblut für die heilige Sache des Vaterlandes geopfert haben. Ihr wie der Heimgekehrten Heldentum und Opfer werden unauslöschlich in unsern Herzen leben.



Die Schlacht von Mühlhausen.

Sin prachtvoller Tag stieg herauf, als wir in den ersten Augusttagen unsere Garnison verließen. All das friedliche, schöne Leben, nach dem wir alle uns heute wieder so heiß sehnen, lag damals schon wie etwas Vergangenes hinter uns. Wir lebten und dachten nur noch in der Gegenwart und Zukunft, und beides klang uns wider in den Worten Krieg und Sieg. Das war das größte innere Erleben der gewaltigen Gegenwart: als das letzte Hurra auf Kaiser und Landesherr verklungen war, als es ein Abschiednehmen vom Pferde herab, ein Händedrücker von Tausenden von Menschen gab, die man nie gekannt, als einem tausendfach „Auf Wiedersehn!“ entgegenflog, als es Blumen über Blumen auf uns niederregnete und wir mit jubelnden Klängen durch die Straßen der Stadt marschierten, die wohl einem jeden von uns, die wir sie nun zum letzten Male grüßten, ein Stück Leben und Freude geschenkt hatte. Da glühte das Soldatenherz auf vor Stolz. Stolz ist das tiefste, einzige Gefühl im Herzen gewesen: Stolz, dieses Vaterland schützen zu dürfen, für die Heimat sein Leben hinzugeben, dafür zu bluten, daß Deutschland nicht vergehen darf. Das war der Gedanke, der jeden beseelte. Man sah ihn glühen in den Augen des Heerführers wie des jüngsten Soldaten. Diesen Gedanken hat ein Künstler festgehalten in dem Blatt „Der Geist der deutschen Armee“. Da sieht man eine feldgraue

Marschkolonne, in den Augen des jungen Offiziers und denen der Mannschaft leuchtet jener heilige Idealismus und jene Opferbereitschaft, die unsere ganze Armee beseelt hat und noch heute beseelt, die sie zu ungeheueren Taten befähigt und sie unwiderstehlich und unüberwindlich macht. Mit diesem feldgrauen Heere marschieren Preußens und Deutschlands große Männer, die unser Heer erschaffen und mit diesem ihrem Geiste erfüllt haben. Allen voran der preußische Soldatenkönig, der alte Fritz, dann Moltke, der große Denker und Führer, Freiherr vom Stein und der „Marschall Vorwärts“, Prinz Friedrich Karl, der geniale von seinen Truppen heißgeliebte Heerführer des Krieges 1870/71. Sie sind die Schöpfer und Gestalter unseres Heeres und seines Geistes: wir haben es ihnen gedankt, indem wir ihnen bewiesen, daß sie nicht umsonst gelebt und gearbeitet haben, daß die deutsche Armee auch heute noch Treue hält bis in den Tod.

Mit Truppen, beseelt von solchem Geiste, mußte die Schlacht von Mülhausen gewonnen werden. Man kann sie die denkwürdigste dieses Krieges nennen, weil sie die erste war, die auf deutschem Boden ausgefochten wurde und in ihr die französische Armee und Heeresleitung den unanfechtbaren Eindruck erhalten mußte, daß ein weiteres Vordringen nach Deutschland hinein bei der unerschütterlichen Tapferkeit der deutschen Armee unmöglich sein werde. Das hat denn auch der Verlauf des Krieges bewiesen. Wenn auch immer noch ein kleiner Teil des Elsasses von den Franzosen besetzt ist, wenn auch Mülhausen dreimal in ihrer Hand war — die Schlacht von Mülhausen am 10. August 1914 hat ihnen gezeigt, daß

alle diese Erfolge, die sie im Elsaß errangen, billige Vorbeeren waren, und daß alle Operationen dort nur als Nebenhandlungen gelten konnten.

Für die Franzosen mußte es allerdings von größtem moralischen Werte sein, möglichst bald möglichst viel Boden von Elsaß und Lothringen zu besetzen. Und ihre ganzen Operationen bewiesen, daß dies auch ihre Absicht bei Beginn des Krieges gewesen ist. Der französische Generalstab hatte vor, sogleich eine allgemeine Offensive gegen Deutschland zu unternehmen. Vor allem sollte eine besonders starke Armee im Zentrum zwischen Metz und Straßburg in Lothringen einbrechen, während die linke Flügelarmee, mit der belgischen Armee gemeinsam, die belgisch-deutsche Grenze mit den starken Grenzfestungen Lüttich und Namur halten sollte und wohl auch als Offensivarmee gegen das Rheinland gedacht war. Der rechte Flügel der in Lothringen einbrechenden Armee sollte in der Flanke gesichert werden durch die Truppen, die durch das Belforter Loch ins Oberelsaß und über die Vogesen in den Sundgau einbrechen sollten. In der Schlacht von Mülhausen trafen wir mit diesen französischen Truppen zusammen, die frei durch das offene Tor einfallen konnten, das die Südwestecke Deutschlands hier bildet. Dieses Tor gestattete dem Feinde Einlaß, während es uns durch den gewaltigen Waffenplatz Belfort versperrt war. Bei der Eigenart des Geländes ist es nicht möglich gewesen, den Franzosen den Eintritt schon im Frieden durch Festungsanlagen zu versperren. Das Oberelsaß, die Vogesen, Mülhausen, Kolmar, der Haardtswald, all dieses alte, schöne deutsche Reichsland mußte

also ohne Schutz verbleiben; es war danach eine unausbleibliche Notwendigkeit, daß dieses freiliegende Gebiet der Schauplatz mehr oder weniger heftiger Kämpfe wurde. Denn erst weiter nach Osten bot die Geländegestaltung eine Möglichkeit, dem Gegner durch Festungsanlagen einen Halt zu gebieten, so an den Höhen des Isteiner Kloßes, an der Beste Neu-Dreifach und an der starken Festung Straßburg. Daß die Franzosen soweit überhaupt nicht kamen, ihre Vorstöße vielmehr niemals über Mülhausen hinausgelangten, verdanken wir der hervorragenden Führung und der unerschütterlichen Tapferkeit unserer Truppen, ihrem unaufhaltsamen Vordringen an allen Stellen und ihrem schnellen Einbruch in feindliches Gebiet. Die Schlacht von Mülhausen, so unbedeutend sie zunächst erscheinen mag, hat doch ihre reichen Früchte an anderer Stelle getragen. Sie ermöglichte die ungestörte Mobilisierung und den ungehinderten Aufmarsch unserer Hauptarmeen, sie zog starke französische Kräfte von den anderen, entscheidenden Schauplätzen ab und war vor allem als die erste Schlappe, die die Franzosen sich gerade hier im Elsaß holten, von größter moralischer Bedeutung. Denn die Franzosen hatten die Absicht, sich durch die Besetzung von Mülhausen und damit des ganzen Elsasses eine Basis zu schaffen, von der aus sie uns dauernd in der Flanke zu beunruhigen gedachten. Die Ausführung dieser Absicht wurde ihnen durch die Niederlage bei Mülhausen zum ersten Male zerstört.

Es waren damals heiße Hochsommertage. Ab und zu spendete Gewitterregen Kühle, aber diese hielt immer nur kurze Zeit an. Trotzdem war die Stimmung aus-

gezeichnet. Es lebte nur ein Wunsch in aller Herzen: an den Feind! Dieser Gedanke ließ alles ertragen und erdulden. Und wenn auch jeder einzelne unserer braven Leute damals leiden mochte unter Hitze, Hunger, Entbehrung und Anstrengungen: nur nicht umfallen oder „schlapp machen“ vor der Schlacht, bevor man nicht dem Feinde gegenüber gestanden hat! Das sagte einem jeder, dafür riß sich jeder immer wieder mit Aufbietung seiner ganzen Kraft zusammen.

Gleich die erste Nacht im Felde brachte ein buntes Kriegsleben. Alles erschien uns noch manövermäßig, schulmäßig, noch nicht die Wahrheit und Wirklichkeit. Und doch: wie schlug das Herz ungestüm, als man aus weiter Ferne Kanonendonner hörte, als sich am Abend der Horizont vom Feuerschein brennender Dörfer und Gehöfte rötete. Da fühlte man zum ersten Male den Krieg. Da draußen, an der Grenze, standen unsere schwachen Grenzschutztruppen im Gefecht, da hatte es schon die ersten Verwundeten gegeben, da war schon das Grauen der Schlacht über unsere Tapferen dahingegangen und schon vielen Menschen das tiefste Geheimnis des Lebens nahe getreten: dicht vor dem Tode zu stehen, ihm selbst ins Angesicht zu schauern.

Badische Truppen aller Waffen hielten damals die Franzosen an der Grenze auf und wichen, dem Auftrage gemäß, nur langsam, Schritt um Schritt, zurück. Immer wieder setzten sich diese kleinen Abteilungen an Flußabschnitten, in Dörfern, auf Höhen fest, bereiteten dem Feinde Aufenthalt, ließen ihn im Ungewissen über unsere Stärke, brachten ihm Verluste bei und hielten vor allem

über den Vorgängen und Entwicklungen unserer Hauptkräfte einen dichten Schleier. Besonders lebhaft gestaltete sich der Kampf um Altkirch. Wie oft hatten wir hier im Frieden Manöverübungen abgehalten, wie vertraut war vielen das dortige Gelände! Besonders gut kannten wir den . . . Berg. Er erhebt sich zu einem bedeutenden Höhenzug, von dem aus man das ganze Vorgelände überschauen und beherrschen kann. Dort nistete sich während der Grenzschutzplänkelleien eine Batterie Feldartillerie ein, die als einzige diese Grenzschutzkämpfe mitgemacht hat. Leicht und beweglich, an ihrer Spitze ein unternehmender, tüchtiger Batterieführer, war sie der Infanterie überallhin gefolgt und hat gemeinsam mit der Schwesterwaffe in zähem Ausharren die gewaltige Übermacht des Feindes aufgehalten. Hier galt es nun, den Franzosen das letzte Hindernis zu bereiten. Nach Erfüllung dieses Auftrages sollte dann das gesamte Grenzschutzdetachement zu den Hauptkräften stoßen, die inzwischen ihren Aufmarsch vollendet hatten.

Am 7. August erwarteten unsere Grenzschutztruppen in ihren ausgezeichneten Stellungen den Feind. Es war ein heißer, aber klarer Tag. Eifrig hatte sich die Infanterie eingegraben, ruhig konnte diese Truppe dem Feinde die Stirne bieten, zumal da sie aus gedienten, erprobten Soldaten, Badenern und Elsässern, bestand, die bereit waren, ihr Herzblut zum Schutze der heimatlichen Scholle hinzugeben. Auch die Batterie stand, eingegraben und maskiert, in verdeckter Stellung. Nach allen Seiten konnte sie das Gelände mit ihrem Feuer beherrschen und hatte schon unter diesem Gesichtspunkt

ihre Stellung gewählt. Das Auge der Batterie aber, der Führer, befand sich oben auf der Höhe, von der aus er jede Bewegung des Gegners erspähen und alle Straßen einsehen konnte, auf denen die Franzosen vorrücken mußten. Die Beobachtungsstelle war in die Erde eingegraben, mit Schuttschilden gesichert und mit Laub und Sträuchern für den Gegner unkenntlich gemacht. Dahinter stand das Scherenfernrohr, durch das unermüdlich wachsame Augen das Gelände absuchten. Neben der Beobachtungsstelle lagen die Fernsprecher eingegraben, alles war in Ordnung, die Batterie feuerbereit, es konnte losgehen.

„Herr Hauptmann, ich sehe deutlich Bewegung in den Waldstücken. Es sind Pferde zu erkennen, anscheinend Kavallerie“ — so ruft der am Scherenfernrohr stehende Vizewachtmeister. Der Batterieführer bestätigt die Richtigkeit. Er sieht, wie es in den Wäldern lebendig wird, wie sie sich füllen mit Reitern und Infanteristen, schon erspäht er Truppenmassen auf den Straßen, die in die Wälder einmünden, deutlich erkennt er ihre Überzahl an den gewaltigen Staubwolken, die an diesen heißen Augusttagen jede Bewegung verraten.

Der Fernsprecher ertönt. „Batterie fertig machen!“ Und wie elektrisiert ist alles dahinten in der Batterie. Jeder steht an seinem Platz, in größter Spannung, ganz Hingebung und Eifer. Aber noch ist der Gegner zu weit. Damit sie wirksam seine Reihen lichten können, muß er näher kommen. Und er kommt näher, ahnungslos, harmlos. Jetzt brechen dicke Kavalleriemassen aus den Waldstücken, Aufklärungskadrons, die sich nach

Norden und Süden wenden. Sie halten ab und zu, sie sehen durch das Glas, sie suchen den Feind. Deutlich erkennt man jetzt schon ihre schimmernden Uniformen, ihre tänzelnden Pferde. Nun wird es Zeit, nun kann man sie in der breiten Flanke fassen.

„Tut, tut, Entfernung 4200 Meter, Feuer!“ Ein Augenblick atemloser Spannung, da krachen auch schon die zwei Schüsse. „Sst, sst“, so sausen sie über die Höhe hinweg und suchen sich grausam und rücksichtslos ihr Ziel. So ist der moderne Krieg: man kämpft mit einem unsichtbaren Feind, den man mordet und tötet, obwohl man ihn nicht sieht.

Ein Blick durch das Scherenfernrohr zeigt dem Batterieführer, was für tüchtige Richtkanoniere er hatte. Die Entfernung war genau nach der Karte abgemessen, es mußte also sitzen. Und die zwei Schüsse saßen. Krachend waren sie dicht vor den französischen Reitermassen eingeschlagen und riefen eine ungeheuere Panik bei dem vollkommen überraschten Feinde hervor. Ein wildes Laufen sah man dort, wildgewordene Pferde, stürzende Reiter, ein zügelloses Durcheinander. Aber nun erst begann die Batterie zu sprechen. Die sechs Kanonen jagten jetzt eine Gruppe nach der andern heraus, die berstend mit fürchterlicher Wirkung in den feindlichen Massen einschlugen. Die Kanoniere arbeiteten an den Geschützen, unermüdlich wurde gerichtet, geladen, abgezogen. Dort war es ein Höllentanz, hier Freude, dort wildes Zurückfluten, hier Ruhe und unermüdliches Arbeiten.

Der Gegner konnte dem Feuer nicht standhalten.

Bald war das Vorgelände reingefegt. Aber nun erst kamen die schweren Stunden für die braven Kanoniere. Der Feind zog seine Artillerie vor, unter ihrem Schutze sollte seine Infanterie vorgehen und die Höhen nehmen. Aber unverdrossen hielt die Batterie stand. Sie nahm den Kampf erst mit einer, schließlich mit drei französischen Batterien auf. Lage um Lage, Gruppe um Gruppe flog in die Artilleriestellung, und tapfer hielt sie dem feindlichen Granatfeuer stand, das sich unaufhörlich über sie hinweg ergoß, ohne sie zum Schweigen bringen zu können. Todesmutig wurde neue Munition vorgebracht, Pferde wurden umgeschirrt, die Fernsprechleitung wurde geflickt, Verbindung mit der Infanterie gehalten. Diese hatte inzwischen langsam, Mann für Mann, ohne jeglichen Verlust ihre Stellungen geräumt. Nun war es auch für die Batterie Zeit. Denn schon versuchten die Franzosen durch Vorschieben starker Kräfte die Stellung von Norden und Süden zu überflügeln. Die Batterie mußte das Gefecht nach fünfständigem Kampfe mit der feindlichen Artillerie abbrechen. Ein Geschütz nach dem andern wurde herausgezogen, die Franzosen mochten wohl triumphierend denken, sie hätten die nicht mehr feuernden Geschütze außer Gefecht gesetzt. Glücklicherweise kam die ganze Batterie aus ihrer Stellung, das Gefecht hatte ihr nur einen Leichtverwundeten gebracht. Sie erreichte bald die Infanterie und wurde von der Schwesterwaffe für ihre tatkräftige Unterstützung mit jubelndem Hurra begrüßt.

Während sich so schwache Abteilungen des XIV. Armee-

das Armeekorps selbst seinen Aufmarsch vollendet. Wir waren bei einem Infanterie-Brigadestab. Ein kleiner Gasthof diente als Quartier. Auf den Tischen im Garten waren große Karten ausgebreitet. Es war inzwischen Abend geworden, Fackeln dienten zur Beleuchtung. Die ersten Meldungen über den Feind kamen, Ordonnanzen und Radfahrer standen bereit, elektrische Taschenlampen glühten hier und da auf, vom Heuboden herab hörte man das tiefe Schnarchen von Soldaten. Wir waren immer noch wach und warteten auf Nachricht über den Feind. Es wurde 12 Uhr, 1 Uhr. Es kam nichts Neues. Schließlich gewann die Natur doch die Oberhand. Man war so ermüdet und erschöpft, daß man immer wieder, auf dem Stuhle sitzend, einnickte und sich schließlich doch auf den Heuboden ausstreckte und dort in tiefem Schlaf einige Stunden verbrachte. Plötzlich erwachte ich, ich hörte Stimmen, sah elektrische Lampen aufblitzen, irgend jemand fluchte, weil er in dem Durcheinander von Menschen getreten worden war. Unten im Garten wurde es lebendig, ich hörte das Schnaufen und unruhige Scharren von Pferden. Das mußten Patrouillen sein. Richtig, sie brachten die ersten Nachrichten: Mülhausen ist vom Feinde besetzt, das Armeekorps hatte den Befehl zum Vormarsch auf Mülhausen! Es ist 3 Uhr morgens. Wir haben keine Ruhe mehr. Wozu auch jetzt noch schlafen, wo es doch bald losgeht. Endlich brechen wir gegen 7 Uhr morgens auf.

Es ist ein Sonntag, der 9. August. Diese Sonntage sind uns im ganzen Feldzuge treu geblieben, es war an

ihnen immer etwas Besonderes loß. Es ist ein klarer, schöner Tag, aber schon gegen Mittag unerträglich heiß, so daß der Haardtwald, der eine Glut ohnegleichen ausstrahlt, die ersten Opfer fordert. Am feindwärts gelegenen Rande des Waldes wird unser Stab vorgeholt. Wir stehen zum erstenmal vor einem Gefecht. Unser bemächtigt sich naturgemäß eine freudige Erregung. Im tausenden Galopp geht es an langen Artillerie- und Infanteriekolonnen vorbei, dicker Staub bedeckt alles umher, es ist eine unerträgliche Hitze. Aber die Leute lachen, sie singen, sie rufen sich gegenseitig frohe Worte zu. Wir reiten. Was das Zeug hält. Vor uns ein kleines Waldstück, da sind schon die höheren Stäbe versammelt, Scherenfernrohre sind aufgestellt, nach Süden gerichtet. Nichts ist zu sehen, alles still und geheimnisvoll um uns her. Der Feind soll dort auf den Höhen stehen. Auf den Höhen? Wo? Alles dort ist dicht belaubt, das Korn steht hoch und goldig, kein Laut, kein Geräusch, kein Schall von dort drüben. Wir suchen mit den Gläsern alles ab: jeden Baum, jeden Strauch, jede Geländefalte. Unmöglich, der Feind kann doch nicht dort hinter jenen Höhenrücken, die nur vier Kilometer entfernt sind, stehen. Aber bereit sein ist alles. Deshalb werden Infanterie und Artillerie hinter dieses Waldstück vorgezogen. Unsere brave Infanterie lagert sich dort im Schatten, der Tornister wird abgelegt, die Feldflasche hervorgeholt. Wir warten, alle warten. Auf Nachrichten, auf Meldungen von der Kavallerie, die vorne am Feinde ist. Die Sonne steigt höher, es ist Mittag. Immer noch nichts Neues. Da, horch, was ist das? Vom Westen

her kommt dumpfes Grollen zu uns herüber, Kanonendonner aus den Vogesen, wo das Nachbarcorps in hartem Kampfe steht. Nun kommen auch zu uns Meldungen. Der Feind hat sich auf den Höhen südlich von Mülhausen stark verschanzt, das XIV. Armeekorps soll von Norden und Osten umfassend angreifen. Unsere Division wird von Osten angesetzt. Der Haardtwald verdeckt den An- und Aufmarsch ausgezeichnet. Wie mit einem Zauberschlage wimmelt es in den Waldschneisen, Wegen und Pfaden von Fußvolk und Artillerie, von Patronenwagen und Feldküchen, von Kolonnen und Reitern. In langen Zügen, unentwirrbar und doch geordnet, werden die einzelnen Kolonnen angesetzt und marschieren unermüdlich. Dabei entwickelt sich ein ungemein buntes Kriegsbild. Autos fahren an uns vorbei und Motorradfahrer, Bagagen müssen die Wege freihalten, Munitionswagen wollen nach vorne. Auch die ersten Verwundeten kommen an uns vorbei. Die Tapferen waren als vorderste Patrouillen leicht verwundet worden und lagen nun auf Bauernwagen, auf denen sie nach rückwärts zu den aufgeschlagenen Verbandsplätzen gebracht wurden. Sie lachten aber und rauchten, sie waren stolz, als erste am Feinde gewesen zu sein.

Es war gegen 4 Uhr nachmittags als wir die ersten Kanonenschüsse hörten. Sie waren nördlich von Mülhausen gefallen, wir wußten aber nicht, ob von Freund oder Feind. Es bemächtigte sich unser das Schlachtenfieber, und man hatte nur den brennenden Wunsch, möglichst bald aus diesem endlosen Waldgelände herauszukommen, um selbst zu sehen, wie sich nun eine Schlacht

entwickelt. Der Kanonendonner wurde immer heftiger, anscheinend stand unsre andere Division schon im lebhaften Kampfe. Denn wenn wir hier und da einen freien Ausblick aus dem Walde hatten, sahen wir aus Häusern helle Flammen hochschlagen: es waren die Gebäude auf der Napoleonsinsel, die die Franzosen heftig beschossen, um den Unseren dort den Übergang zu verwehren. So mancher tapfere Pionier und Infanterist hat hier sein Leben lassen müssen. Besonders erbittert tobte hier der Kampf in der Dunkelheit, als die Franzosen, die allmählich zurückgedrängt wurden, aus Häusern und Kellern zu schießen begannen, und oft Freund und Feind nicht zu unterscheiden war.

Inzwischen hatten sich unsere Batterien durch das Gewirr von Bäumen, von Wagen und Bagagen hindurchgearbeitet. Es war eine schwere Arbeit. Die Sechsgespanne konnten oft gar nicht Kehrt machen in den engen Waldschneisen, die Tiere waren wild und aufgereggt, und manchemal glaubte man, es käme keiner mehr heil und lebend aus diesem Waldgelände heraus. Dabei begann es zu dunkeln. Es war halb acht Uhr geworden. Alles mußte lautlos vor sich gehen, und doch durfte in diesem schwierigen Gelände die Verbindung nach rückwärts und untereinander nicht verloren werden. So war es endlich unter größten Anstrengungen und mit Aufgebot aller Kraft möglich geworden, zwei Batterien am Ostrand des Habsheimer Exerzierplatzes in Stellung zu bringen. Dieser Exerzierplatz, der im Frieden auch als Flugplatz gedient hat, lag vor uns als eine kahle Fläche, er wurde von den Franzosen, die auf den Höhen

bei Rixheim und Habsheim standen, vollkommen beherrscht. Trotzdem war der Angriff der Infanteriebrigade, die hier ihre Friedensgarnison den Franzosen wieder entreißen sollte, mustergültig. Die Infanterie trat um acht Uhr abends zum Angriff an. Im Norden tobte ein erbitterter Kampf, der Himmel war gerötet, und unablässig rollte und knatterte Kanonendonner, Gewehr- und Maschinengewehrfeuer zu uns herüber.

Nun begannen auch unsere Batterien zu sprechen und den Angriff der Infanterie zu unterstützen. Es wurde ein mörderisches Artilleriefeuer auf die Höhen gelegt, unter dessen Schutz unsere brave gelbe Brigade sprungweise Raum nach vorwärts gewann. Nun war es auch für unsere Batterien Zeit vorzugehen. In vollem Galopp folgten sie der Infanterie und beschossen immer heftiger die uns gegenüberliegenden Höhen. Bald brannte es überall. Aus Rixheim schlugen hohe Flammen empor, im Norden wurde das Ringen immer blutiger. Während die französische Artillerie uns weniger heftig antwortete, tobte der Kampf um die Napoleonsinsel immer wütender. Das ganze Schlachtfeld bot einen prachtvoll grauisigen Anblick. Die Flammen beleuchteten die vorrückenden Kolonnen gespensterhaft und grotesk, es war ein Vorwärtseilen und Laufen, ein Hin- und Herwogen, ein Rufen und Schreien, ein Brausen und ein Höllenlärm ohnegleichen. Unauslöschlich und unvergeßlich bleiben solche Eindrücke haften. Es sind Bilder, die sich tief in die Seele einprägen, Bilder, die man nach Jahren noch in ihrer Größe und Grauenhaftigkeit malen könnte, so wie man sie damals empfunden und erlebt

hat. Auch die ersten Toten sahen wir, tapfere, brave Jüngens, tüchtige Offiziere und liebe Kameraden. Sie alle hatten nicht ihr frühes Schicksal geahnt, denn meist spielte ein Lächeln um ihre Lippen.

Die Schlacht erreichte, je später und dunkler es wurde, desto mehr ihren Höhepunkt. Sie wurde gespenstisch. Ein Chaos von Farben und Feuergarben, ein Brausen und Donnern aus unsichtbaren Kanonenschlünden, ein Knattern und Rattern von Gewehren, deren unheilbringende Kugeln einem aus allen Richtungen um die Ohren sausten. Die schweren Geschütze schleuderten ihre tödlichen Geschosse über alle vorne kämpfenden Truppen hinweg. Das sah wundervoll schön aus, denn die Geschosse warfen in die Nacht leuchtend flammende Furchen, die wie feurige Regenbogen den dunklen Nachthimmel umspannten.

Während der Kampf um die Napoleonsinsel weiter tobte, war es in unserem Abschnitt ruhiger geworden. Um 10 Uhr abends hatte unsere Infanterie die Höhen von Rixheim gestürmt. Ganz vorne lagen wir. Es war ein selig-stolzes Gefühl, als die Hornisten ihre Sturmsignale bliesen, als sich alles mit jubelndem Hurra zum Sturm auf die Höhen anschickte. Auch unsre Artillerie hatte ihr Feuer eingestellt. An ein weiteres Vorrücken war in diesem Gewirr und in der stockdunklen Nacht nicht zu denken. Erst mußten die Verbände wieder geordnet, der Anschluß an die neben uns kämpfenden Truppen gesucht, Munition ergänzt, die Verwundeten geborgen werden und die durch die übergroßen Anstrengungen ermüdeten Truppen ruhen. Hier konnte

man auch jeden Augenblick von neuem auf den Feind stoßen, und überall umherirrende Infanteriekugeln belehrten einen, daß in so manchem Busch noch ein Rothose steckte.

Gegen 11 Uhr abends schloß der Kampf überall ein. Hier und dort lebte er während der Nacht wieder auf, einzelne Kanonenschüsse hallten in den Wäldern wieder, das Gewehrfeuer von Patrouillen und Streifkommandos kam überhaupt nicht ganz zur Ruhe. Es brach eine kalte, regnerische Nacht herein. Sie war unvergeßlich schauerlich. Langsam kehrte in die vom ersten Grauen erschütterten Menschen das Leben zurück, das Nachdenken und Erfassen alles dessen, was sie in den vergangenen Stunden gesehen hatten. Dann erst forderte die Natur ihr Recht, dann erst merkte man, daß man vollkommen erschöpft war, daß einen Durst und Hunger quälten. Und so mancher ist dort, in den nassen Wäldern, ohne Nahrung, ohne Zeltbahn, einfach neben seinem Gewehr oder seinem Geschütze niedergesunken und hat den Schlaf nicht erst lange suchen brauchen.

An einer andern Stelle sah ich, daß viele auch den ewigen Schlaf gefunden hatten. Der Schnitter Tod hielt reiche Ernte in diesem Monat unter Deutschlands Jungmannschaft, die sonst selbst die Sense mit kräftigem Arme geschwungen hatte, wenn das Korn voll und gelb auf den Feldern stand. Nun waren sie zu anderem Handwerk gerufen, und sie erfüllten auch dieses treu und ohne Wanken. Nun gab es nur noch einen Sichelmann, und der führte seine grausame Waffe stumm und unerbittlich in unzähligen blutigen Schlachten und Kämpfen dieses Krieges.

In den Wäldern flackerten hier und da, dem Gegner verborgen, Lagerfeuer auf. In ihrem Scheine wuchsen seltsame Gestalten empor, geheimnißvoll und grausig anzusehen. Müde und hungrig fanden sich dort Versprengte, Ermattete und Verwundete ein. Die ab und zu emporzüngelnden Flammen machten das Grauen, das auf ihren Gesichtern stand, noch verzehrender, noch leidenschaftlicher. Sie sprachen nichts, sie sahen nichts, sondern sie grübelten, sie suchten nach einem Warum, sie wollten begreifen und wissen, ob der Mensch so viel Furchtbares wirklich erleben könne. So gibt es einsame und stille Orte selbst auf dem Schlachtfelde. Es ist jetzt ganz still bei den Lagerfeuern. Nur ein leises Knistern des Holzes, das Prasseln der Flammen. Dann spricht irgendeiner. Einer summt eine Melodie. Einer singt. Nun wird es deutlicher. Eine alte, liebe Melodie. Der Wind fährt durch das Feuer, er trägt einen Ton dieses Liedes zu den Geschützen, dann zu den ruhenden Infanteristen hinüber. Nun singen mehrere, es schwillt stärker an, und jetzt klingt es von allen Seiten zu uns herüber: Nun danket alle Gott! Sie singen alle leise, fast schüchtern, aber so innig, so tief-ernst, so ganz erfüllt von der Frömmigkeit dieses Liedes. Und leise stimmen wir alle mit ein. Wir liegen in nasse Mäntel eingehüllt auf dem Waldboden, der Wind zaust in den Zweigen, der Regen dringt bis auf die Haut. Aber nichts tröstet und stärkt mehr als dieses schlichte Lied, das Lied nach einer blutigen Schlacht.

Und während wir diese Nacht zwischen Wachen und Halbschlaf verbringen, rollt es gespenstisch durch die

Straßen von Mülhausen. Die Einwohner dürfen nicht an die Fenster. Sie dürfen nicht Zeuge sein, wie die französische Artillerie, die Kolonnen, die Bagage- und Munitionswagen nicht gen Norden oder Osten rollen, sondern wieder dahin zurück müssen, woher sie gekommen waren: nach Belfort, hinter die deutsche Grenze. Und jubelnd grüßten wir am 10. August Mülhausen als befreite Stadt!

Als es am Morgen dämmerte, marschierte unsere Infanterie und Artillerie in langen Kolonnen über die Höhen auf die Stadt zu. Mit Interesse sahen wir die Stellungen der französischen Geschütze und die Haufen von leeren Geschosshülsen, die sie dort abgefeuert hatten. Haufen von Brot und Hafer hatten sie uns zurückgelassen, über die sich die Unseren bald hermachten. Im frohen Erabe ging es in die Stadt. Ich ritt mit meinem Major als erster hinein: wir zögerten zunächst, da die Straßen wie tot und verödet dalagen. Aber bald öffneten sich die Türen, und die verschüchterten Einwohner wagten sich wieder ins Freie. Sie bezeichneten zahlreiche Häuser, in denen sich noch französische Soldaten aufhielten, die sich gefangen geben wollten. Es waren ein paar nette, frische Gesellen, die da auf uns zukamen, ihre Gewehre fortwarfen und sagten, sie hätten genug vom Kriege. Auch ein französisches Lazarett, in dem Schwerverwundete mit französischen Ärzten zurückgeblieben waren, fiel in unsere Hände.

Die Stadt machte den Eindruck, als ob ein Alp auf ihr gelegen hätte: die Leute waren von all dem Erlebten begreiflicherweise sehr mitgenommen.

Aber bald flatterten schwarzweißrote Fahnen aus den Fenstern, unsere Feldgrauen zogen durch die Straßen, und trotz der Verwüstungen und Zerstörungen, die die Franzosen in den Kasernen angerichtet hatten, fühlten wir doch die Liebe zu dieser Stadt als altem deutschen Reichsland in uns erwachen und wußten, daß deutsche Söhne ihr Herzblut nicht umsonst vergossen hatten. Die Liebe zur Heimat und zum Vaterlande schlug heiß in unsern Herzen, und stolz haben wir den deutschen Reichslanden den Schwur der Treue gehalten: wir lassen Euch nicht, denn Ihr seid unseres Blutes und unseres Stammes!



Die Schlacht zwischen Metz und Saarburg.

In zahllosen Zügen rollte das Armeekorps von Süden nach Norden. Niemand ahnte, wohin uns das Schicksal führen würde.

Es war ein Sonntag. Wir wußten, daß wir nach dieser ersten siegreichen Schlacht nochmals durch unsere badische Heimat, durch deutsche Gaue fahren würden. So mancher hat uns auf dieser Fahrt schon gefehlt und hat nicht mehr das Läuten der Glocken gehört, das aus den Dörfern, an denen wir vorbeifuhren, an unser Ohr klang. Wie lange hatten wir das nicht mehr gehört? Doch erst eine Woche! Und doch schien es uns schon namenlos lange her, weil ungeheure Erlebnisse, neue Eindrücke, die niegekannten Schrecken des Krieges die Zeit wesenlos erscheinen ließen und alles Vergangene ins Endlose verschwand.

Wir fuhren durch Deutschland! Auge, trinke die ganze berauschte Schönheit der Heimat noch einmal, sei dankbar, daß du sie noch einmal schauen, noch einmal grüßen darfst! Grüße die wogenden, goldenen Felder, grüße den deutschen Wald, schaue den Menschen in das Herz, die dort überall stehen und winken und uns zujubeln und jauchzen. Sieh, wie ihre Wünsche zu uns herüberfliegen, wie sie bitten und beten für uns, und wie sie auch daheim kämpfen und siegen werden.

Das alles sahen wir noch einmal auf dieser Fahrt. Sie tat uns wohl. Es war ein wunderbares Ausruhen

der Nerven, ein Nichtdenkenbrauchen nach all den ersten Eindrücken und Anstrengungen des Krieges. Je weiter wir kamen, um so mehr wuchs die Spannung. Wo kamen wir nun hin?

Endlich sind wir am Ziel. Tiefe Schluchten, hohe Wälder. Es muß um Saarburg herum sein, wo wir halten und ausgeladen werden. Hier laufen unzählige Schienen zusammen, zahllose Züge treffen an den langen Militärrampen ein. Infanterie, Artillerie, Kavallerie ist da, Pferde werden ausgeladen, Munition, Verpflegung, Heu und Stroh liegt in haushohen Bergen aufgetürmt. Die Armee wird hierher geworfen, aber auch für alle ihre Bedürfnisse ist gesorgt. Es fehlt nichts, es hungert keiner.

Dann folgte wieder Marsch durch deutsches Reichsland. Elsaß hatten wir vom Feinde befreit, nun sollten wir auch Lothringen mit deutschem Blute weihen. Wir ritten in scharfem Trabe vor, an langen Infanteriekolonnen vorbei, die sich an diesem kühlen Augusttage froh und frisch vorwärtsbewegten.

31 Unser Divisionsstab befand sich in einem Gehöft, das an der großen Straße Pfalzburg—Saarburg lag. Es war ein schönes, geräumiges Anwesen, mit großen Stallungen und herrlichen Obstgärten. Die Besitzer waren freundliche Bauersleute. Die Frau und die Töchter waren Tag und Nacht auf den Beinen, halfen überall, kochten in großen Kesseln Kaffee und schürten das Feuer in der Küche, die sich bald in ein buntes Feldlager verwandelte. Diese braven Leute waren unendlich hilfsbereit. Sie gaben ihre Matratzen her, sie holten alles aus Küche und Keller, was sie hatten. Sie waren treu

und deutsch bis ins Herz hinein. In der vorderen Stube befand sich der Divisionsstab, dort lagen große Karten auf den Tischen, man arbeitete oder schlief, wie es gerade die Zeit und die Lage erlaubte. In der hinteren Stube fanden sich allmählich alle möglichen Stäbe, Ordonnanzoffiziere, Ärzte ein. Man saß beisammen, rauchte und ließ sich an einem Stück Brot und einer Konservenbüchse genügen. Man sprach nur über die Lage. Wir erfuhren, daß unsre tapfere Bayern schon über die Grenze nach Frankreich hinein vorgestoßen waren und, durch starke Kavalleriemassen verschleiert, den Gegner in beträchtlicher Stärke auf sich gezogen hatten. Bei langsamem Zurückweichen waren starke französische Kräfte gefolgt und hofften nun wohl, in ihrer Überlegenheit vernichtend in Deutschland einbrechen zu können. Wir erfuhren nun, daß die Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, zu der wir gehörten, diese Absicht vereiteln sollte, und daß wir nach beendeter Versammlung unsererseits die Franzosen angreifen würden. Die Stimmung war daher ausgezeichnet. Zwar galt es noch einige Tage Geduld. Wir mußten zunächst Stellungen ausbauen und beziehen. Das gab nun wieder mühevollen Tage und Nächte. Ununterbrochen ging strömender Regen nieder, auch in der Nacht hielt er erbarmungslos an. Für unsere braven Leute fingen wieder schwere Stunden an. Unermüdet wurden Stellungen ausgehoben; es schnitt einem ins Herz, wenn man über die noch wogenden Kornfelder, die nun nicht geerntet werden konnten, die schweren Geschütze fahren und Pferdehufe stampfen sah. Auch prächtige Obstbäume konnten wir nicht schonen: wir mußten

freies, weites Schussfeld schaffen, um ein weiteres Vordringen des Feindes an dieser Stelle zu brechen.

Unaufhörlich rieselte der Regen. Er hatte schon alle Kleidungsstücke durchnässt, nichts bot mehr Schutz. Der Boden war lehmartig aufgeweicht, er wurde die Lagerstätte für die unzähligen feldgrauen Soldaten, die dort grabend sich mühten, für alle die Pferde, die unter freiem Himmel als treue Gefährten des Menschen sein Los teilten.

Wohl ist solch ein Bild rastloser Arbeit und unbeugsamer Energie ein stolzer Anblick. Aber schon hier beginnt in dem einzelnen Menschen das Ringen mit sich und seinem Pflichtgefühl: dieses gebieterische Muß, obwohl die Kräfte oft zu versagen scheinen. Aber da stützt wieder jeden einzelnen Mann der Kamerad, die Gesamtheit, die Masse. Da hilft ein frohes Wort, ein lustiges Lied über manches hinweg, und die Freude am Gelingen des großen Ganzen, die Hingebung des einzelnen für das Ganze, die Gewißheit, daß alles notwendig ist und ertragen werden muß, lassen auch in jedem Soldaten das Bewußtsein stark werden: du mußt deine Pflicht tun, dann nur sind Erfolge möglich!

So begann auch hier ein unermüdliches Graben. Es war das eigentlich etwas Neues für den deutschen Soldaten, obzwar es auch im Manöver geübt war. Das frische, fröhliche Angreifen auf offenem Felde, Auge in Auge mit dem Feinde, war weit mehr nach unserem Geschmack. Aber alles fand sich schnell in die neue Arbeit, weil sie sein mußte. Da entstanden überall die ersten Schützengräben, noch einfach, wie sie damals her-

gestellt wurden, da wurden Geschützdeckungen und Beobachtungsstellen ausgehoben und mit Laubwerk gegen Flieger verkleidet.

Auch unser Stab buddelte sich ein. Wir hatten unseren Beobachtungswagen dicht neben eine Batterie geschoben und konnten, die Leiter hoch in einen Baumwipfel geschraubt, das ganze Vorgelände prächtig überschauen. Man sah dort überall feldgraue Menschen hin und her eilen, ein Gewirr wie in einem Ameisenhaufen, und doch alles wohlgeordnet. Da grub vor uns eine Kompanie, eine andere fällte Bäume, einzelne Gruppen holten Essen und Munition, Fuhrparkkolonnen mit Stroh und Hafer zogen durch die Dörfer, Verpflegungskolonnen folgten ihnen, hier sah man den Rauch einer Feldküche aufsteigen, dort wurde bei einer Batterie ein Schlachtfest auf freiem Felde abgehalten. So wechselte das Bild unaufhörlich. In der Ferne aber sah man deutlich Saarburg mit seinen vielen Kasernen liegen, sah die Höhen vor der Stadt, über die die Franzosen einmal wohl kommen mußten. Dorthin aber waren unsere Kanonen gerichtet, dorthin starrten unablässig suchend zahllose Augen. Dort sollte die erste große offene Feldschlacht dieses Krieges stattfinden.

Über unserem Beobachtungswagen hatten wir Zeltbahnen ausgespannt, innen wurde Stroh ausgebreitet, und als es dunkel wurde und der Regen immer noch unaufhörlich rann, schien es uns fast gemütlich in dieser Behausung. Aber lange dauerte die Herrlichkeit nicht. Das Stroh wurde feucht, die Erde kalt, es regnete überall durch, und man zitterte vor Kälte und Nässe

an allen Gliedern. Um 1 Uhr nachts lärmte es draußen vor dem Zelt. Man war froh, endlich die Glieder rühren zu können, und wir gingen hinaus, um uns Bewegung zu verschaffen. Es war eine klare Mondnacht, die Wolken hatten sich zerteilt, es mußte einen schönen Tag geben. Draußen war die Verpflegung eingetroffen. Welch eine Freude! Gab es doch endlich wieder Brot und Speck und Kaffee. Diese Ausichten elektrisierten uns alle. Die Lebensmittel wurden verteilt, und noch in der Nacht gingen die Köche der Batterien daran, alles herzurichten, um gleich zum frühen Morgen warmen Kaffee für die Geschützbedienung und die übrigen Leute zu haben.

Ein prachtvoller Tag stieg herauf. Es war alles schon früh auf den Beinen. Keiner hatte mehr Ruhe. Heute mußte sich doch einmal etwas ereignen. Nun lagen wir hier schon tagelang umher, es mußte doch jetzt ein Vorwärts kommen. Grauer, nasser Nebel lag über den weiten Tälern und Höhen. Man konnte nicht 300 Meter weit sehen. Alles wie tot und still. Langsam, zerrissen durch einzelne Sonnenstrahlen, zerteilt sich der Nebel. Unsere Infanterie sehen wir jetzt. Sie liegt wie am Tage vorher vor uns, auf den Geländewellen eingegraben. Kein Schuß fällt, es ist fast feierlich still da vorne. Immer höher steigt der Tag herauf. Gegen 8 Uhr vormittags ist es hell und klar, ein blauer Sommerhimmel, eine strahlende Sommersonne: ein richtiger Angriffstag! Gespannt suchen wir das Gelände ab. Da, um 9 Uhr vormittags, haben wir etwas Lebendes, Bewegliches im Glase. Und fast wie ein Jubelschrei klingt die Stimme

des Beobachters oben im Baum zu uns herab: „Dort auf den Höhen sind starke Kavalleriemassen deutlich zu erkennen.“ Wirklich: sie stehen dort ganz frei, ungedeckt, massiert, etwa drei bis vier feindliche Schwadronen. Es müssen Franzosen sein. Unsre eigene Kavallerie kann es nicht sein. Oder doch? Bange Zweifel, bange Fragen! Aber je klarer der Tag wird, desto deutlicher schimmern zu uns die blanken Kürasse und die leuchtenden Helme der französischen Kavallerie herüber. Jetzt sieht man es deutlich durch das Glas: es sind französische Kavalleriemassen, auch Artillerie ist darunter. Die Masse da drüben scheint leblos, unentschlossen, sie ahnt nicht, daß wir auf der Lauer liegen, und daß in einigen Minuten Tod und Verderben sie zerstreuen wird. Eine jagende Meldung geht an die schwere Artillerie ab, die hinter uns steht. Auch sie hat das Ziel erkannt. Die langen Geschütze werden schon gekurbelt, im Begreiten höre ich, wie die Entfernungszahl 7000 Meter durch den Fernsprecher gegeben wird. Dann löst sich mit donnerndem Krach eines dieser Riesengeschosse und fauchend fliegen die ersten Grüße zur französischen Kavallerie hinüber. Es ist der Auftakt zu der großen Schlacht zwischen Metz und Saarburg!

Unsere schwere Artillerie mußte zu treffen. Sie lichtete die französischen Kavalleriemassen da drüben fürchterlich. Es gab beim Feind ein maßloses Durcheinander, einen Wirbel von Menschen und Pferden und Staub. Die französische Batterie — es war eine leichte — bemühte sich in Stellung zu kommen. Schüchtern suchte sie ihre deutschen Schwestern, schüchtern tastete sie

im Gelände umher, tapfer hielten ihre Kanoniere dem schweren deutschen Feuer stand. Aber das dauerte nicht lange. In wilder Flucht wurden ihre übriggebliebenen Teile von der Kavallerie mitgerissen und alles, was verschont blieb, rettete sich hinter die Höhen.

Nun war aber auf der ganzen Front, so weit wir nur sehen konnten, die Schlacht entbrannt. Sie tobte besonders heftig um Saarburg. Dort versuchten zahllose französische Infanterie- und Artilleriekolonnen die Höhen zu überschreiten. Deutlich sah man sie immer wieder vorstürmen, Deckung suchen, dann wieder vor dem mörderischen deutschen Artilleriefeuer zurückfluten. Unsere Artillerie setzte Treffer auf Treffer in die feindlichen Kolonnen und Reihen. Es war fast wie ein prachtvolles Schauspiel, was sich dort oben abspielte. Die Schlacht um Saarburg wütete bis in den Abend hinein. Bald stand die Stadt in Flammen und steckte lohende Fackeln auf, die grauſig schön über das Schlachtfeld leuchteten.

Fast bewundernd hatten wir diesem gewaltigen Hin- und Herwogen, dem ungeheuerlichen Artilleriekampf zugehört, der auf unserem rechten Flügel, bei unsern bayerischen Kameraden, entbrannt war. Wir lagen, erschöpft von den Anstrengungen und Aufregungen des neuen ersten Schlachttages, auf unserem nassen Stroh. Ab und zu flammten da drüben wieder Artilleriekämpfe auf und kurzes Infanteriefeuer schlug zu uns herüber. Auch wir waren alle auf der Wacht und jeden Augenblick bereit, vorzurücken. Wir gedachten in stillen Erzählungen alter Zeiten, die Tage von Mars-la-Tour

und St. Privat, die unsere Väter vor 44 Jahren an diesem Tage erlebten, standen uns lebhaft und hoffnungsfroh vor Augen!

Und nochmals wurde unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt. Der nächste Tag brachte neue Gefechte bei Saarburg. Die Kampftruppen des Gegners hatten die Vortruppen, mit denen am Tage vorher die Schlacht entbrannt war, erreicht und sich mit ihnen vereinigt. Die französischen Korps waren nun erst vollzählig zur Stelle, ihr Aufmarsch war beendet, sie waren bereit, die Schlacht anzunehmen. Und so begann am 20. August unser Angriff.

Um 7 Uhr morgens kommt der Befehl. Da geht durch die ganze Riesenarmee ein Wille, ein Wunsch, eine Tat. Da erheben sich die Infanterielinien, da rücken die Geschütze vor, die Munitionskolonnen folgen, ein endloses Vorwärtsfluten nach Frankreich hinein hebt an. Es ist 9 Uhr vormittags. Durch Sumpf und Morast haben sich unsre Batterien ihre Wege nach vorwärts gebahnt. Das Dorf Kieding ist die Marschrichtung. Das Dorf brennt, es kracht dort überall, feindliche Schrapnells schlagen ein, Infanteriegeschosse sausen einem um die Ohren. Ein bayerisches Infanterieregiment liegt im Dorf und hat es zur Verteidigung stark ausgebaut. Aber nun denken wir alle nur noch an den Angriff. Unsere Infanterie ist schon weit vorangekommen, also gibt es kein Säumen. Die Batterien eilen vor, in der Richtung auf das Dorf Bühl. Wo sie in dem heftigen feindlichen Granatfeuer, das auf den Straßen liegt, nicht geschlossen hindurchkommen können, geht es ge-

schützweise, im gestreckten Galopp, durch den Granatregen hindurch. Nun kommt ein Geschütz, eine Batterie nach der andern in Stellung. Hinter einem Bahndamm stehen sie, verdeckt. Vor uns liegen Infanteriegruppen, an den Abhängen des Bahndammes, es sind Unterstützungstrupps, die auf das Vorgehen warten. Wir stehen mit dem Regimentsstab hinter dicken Eisenbahnböhlen, oben auf dem Damm. Eine Granate nach der andern segt jetzt über unsere Köpfe hinweg: sie zerfetzen die Telegraphenleitungen, die dem Bahndamm entlang laufen, sie fahren in die Gleise und suchen unsere tapfer feuernden Batterien. Diese selbst nehmen das Dorf Bühl unter Feuer, so weh es auch tut, deutsches Eigentum zu zerstören. Aber das Dorf war angefüllt mit zurückflutenden Franzosen, war verstopft mit Fahrzeugen, vor allem hatten die Franzosen Maschinengewehre auf dem Kirchthum des Dörfchens und setzten damit unserer angreifenden Infanterie heftigen Widerstand entgegen. Da konnte nur rücksichtslose Beschießung helfen.

Das Korn stand gelb und goldig um das Dorf, manns hoch stand es. Unsere Infanterie benutzte es als Deckung, und man sah ihr sprungweises Vorgehen an dem Bogen des Getreides. Erkennen konnte man keinen Mann, nur hier und da erschien eine Helmspitze und zeigte der Artillerie an, wie weit der Angriff vortragen war.

Es war ein erbittertes Ringen um das Dorf Bühl und die Höhen bei Saarburg. Aber nun gab es doch wenigstens ein unaufhaltsames Vorrücken. Rechts von uns griffen die Bayern ein, unsere Infanterie selbst

blieb im ununterbrochenen Angriff. Die Batterien folgten. Es war bald keine einheitliche Befehlsführung mehr vorhanden. Es handelte jeder selbst. Wer mit den Geschützen vorrücken konnte, tat es. Unsere Batterien blieben in einem ununterbrochenen Stellungswechsel. Wir beobachteten das Schießen einer Batterie, die hinter einer dichten Hecke verborgen stand und die Gegend um Saarburg vom Feinde zu säubern hatte. Da hatte sich der Feind in Häusern, einzelnen Gehöften, in den Kasernen und hinter Kasernenmauern eingenistet. Überall sah man dort Bewegung. Da wurde mit Granaten ausgeräuchert. Und bald saß eine Lage nach der andern mitten in der feindlichen Besatzung, die sich dort nicht halten konnte, sondern Deckung suchend ihre Stellungen verließ.

Ein heißer Kampf tobte auch an diesem Tage noch um den Exerzierplatz der Garnison Saarburg und um das Dorf Bühl. Eine französische Batterie hatte sich auf den Exerzierplatz eingeschossen und belegte ihn mit einem derartigen Feuer, daß unsere Infanterie trotz todesmutigen Vorstürens nicht einen Schritt Boden zu gewinnen vermochte. Diese französische Batterie übersah das ganze Gelände und war trotzdem nicht aufzufinden. Am nächsten Tag aber fanden wir ihren Standort. Sie hatte ihre Stellung hinter den Wällen eines Kanals, wo sie unmöglich zu entdecken war. Ihre Stellung war ein wüstes Chaos: unzählige Hülsen von Geschossen lagen dort, die sie in rasendem Schnellfeuer über das Gelände ausgeschüttet hatte; dabei fanden wir zahllose weggeworfene Tornister, Ausrüstungsstücke, zerschossene Munitionswagen

und grauenhaft zugerichtete Verwundete, die die Franzosen hatten zurücklassen müssen. Es war kein schöner Anblick, aber doch erfüllte es uns mit Genugtuung, daß wir dieser Batterie, die so viele unserer tapferen Leute außer Gefecht gesetzt hatte, auch Schaden zugefügt hatten.

Von uns waren gegen 7 Uhr abends einzelne Geschütze an den Dorfrand von Bühl in Stellung gebracht. Das Dorf war vollgestopft mit Munitionswagen, Reitern, Meldegängern, Infanterie und Stäben. Es war ein unbeschreibliches Durcheinander, als jetzt von allen Seiten Geschosse einschlugen. Bald brannten die Häuser, haushohe Flammen und schwelender Qualm schlugen aus den Scheunen empor und machten das ganze Dorf zu einer Hölle. Plötzlich hörten wir von allen Seiten Rufe: Sie kommen, sie kommen! die Franzosen greifen an! Und bei dem Einschlagen der Geschosse, dem Rasen des Schnellfeuers, dem Rattern der Maschinengewehre ist eine Verständigung nicht mehr möglich. Nun handelt jeder für sich. Unsere Infanterie stürmt zwischen den Geschützen hindurch und wirft sich weit überlegenen französischen Kräften entgegen. Jedes Geschütz richtet, schießt in die Massen hinein. Die Maschinengewehre nehmen Stellung neben uns und finden ihre Ziele. Der Angriff wird abgeschlagen. Die Franzosen wollten sich des Dorfes wieder bemächtigen und ihren Batterien Zeit verschaffen, abbauen zu können. Denn nun wird es ruhig beim Feinde. Seine Artillerie ist plötzlich verstummt, seine Infanterie hat schwere Verluste erlitten. Inzwischen ist es dunkel geworden. Ein kalter, nasser Augustabend ist angebrochen und müde, und ermattet aber doch sieges-

gewiß, verbringen wir diese Nacht auf blutgetränktem deutschem Boden.

Die Nacht wird im Kriege zum Tage. Es beginnt ein unaufhörliches Hin- und Herreiten, Befehle sind zu übermitteln und vorzubereiten, Vorsorge ist zu treffen für den kommenden Tag! Da fahren vor allem die Munitionskolonnen vor, die Truppen müssen Verpflegung erhalten und die durcheinander gekommenen Verbände neu geordnet werden. So war es auch hier. Obwohl der Tag Sieg und Fortschritt auf der ganzen Linie gebracht hatte, so hatte er doch auch ungeheure Anstrengung aller Kräfte gefordert. Nun trat bei allen der Rückschlag ein. Die Ermüdung, der todähnliche Schlaf, Hunger und Durst, die Erregung der Nerven, das alles legte sich lähmend auf Körper und Geist, und in den paar Stunden Schlaf, die uns auf nassem Gras, unter einem trüben Himmel umfingen, jagten sich die Bilder dieses Schlachttages: die Verwundeten und Toten, das Vorstürmen zum Angriff, das stundenlange Ausharren im Sattel, der Galopp durch Granatfeuer, die brennenden Dörfer, das Hin- und Herwogen des Kampfes, das Lärmen und Heulen der todbringenden Geschosse.

Es war ein unbeschreiblicher Siegeszug nach Frankreich hinein, unbeschreiblich dieses Gefühl in den Herzen: wir führen Deutschlands Heldenschwert, wir schlagen eine fliehende Armee, wir sterben und leben für unser Vaterland! Eine unbeschreibliche Lust und Freude, ein trunkenes, niegekanntes Gefühl: Sieg, Sieg! Das ließ alle Anstrengungen und Entbehrungen immer wieder vergessen. Und wenn man glaubte, nicht mehr vorwärts

zu kommen, im Sattel nicht mehr sitzen zu können, den Hunger nicht mehr zu ertragen: so gab jeder neue Erfolg, jeder Schritt Boden, der gewonnen wurde, wieder neuen Mut und neue Hoffnung. Keiner, der diese gewaltige Lothringer Schlacht miterlebt hat, wird die Stimmung und Siegesfreude, die uns den Schwung und den Willen zum Sieg gaben, jemals vergessen. Wohl trat jedem der Mitkämpfer schon damals die Furchtbarkeit und das ganze Elend des modernen Krieges vor Augen. Gerade jene Tage nahmen uns die besten Freunde und Kameraden, Menschen, mit denen man jahrelang nebeneinander gegangen war und denen wir nun niemals wieder in die Augen sehen werden. Diesen Gedanken konnte man aber nur Augenblicke lang nachhängen. Es durfte keine Hemmung, keinen Aufenthalt, keine seelische Erschütterung geben, sondern nur einen Willen und eine Tat: Vorwärts, an den Feind!

Unter dieser Losung entschied sich diese ungeheuere Feldschlacht zu unseren Gunsten. Sie war das Ergebnis und der Erfolg langer, mühsamer Friedensjahre, in ihr bewährte sich der Geist, der von jeher deutsche Soldaten beseelt hat, die Forderung, die unbeugsam selbst in dem schlichtesten Musketier lebt: den geschlagenen Feind zu verfolgen, so lange noch ein Hauch in Mann und Ross vorhanden ist.

Und die nächsten Tage haben wir den Feind verfolgt, sind seinen Marschstraßen nachgegangen, die übersät waren von eilig geworfenen Sachen, haben ihm Geschütze und Tausende von Gefangenen abgenommen,

wo immer er sich stellte. Es war eine unvergeßliche Verfolgungsschlacht. Man fühlte in ihr mit Überzeugung, daß Angreifen und Verfolgen dem deutschen Soldaten tief im Blute liegt. Verteidigung, vor allem aber der Stellungskrieg, wird für uns immer nur ein Notbehelf sein, um weit überlegenen feindlichen Massen Einhalt zu gebieten. Das sittliche, überlegene Element in jedem Kriege liegt im Angriff, und im Angriff hat sich der deutsche Soldat auch jetzt allen seinen Gegnern weit überlegen gezeigt.

Es war in jenen Augusttagen ein heldenhafter Kampf auf beiden Seiten. Die französischen Nachhutten hielten bis zum letzten Mann stand, vor allem opferten sich ganze Batterien, um der Infanterie das Fortkommen zu ermöglichen. Diese Batterien schwiegen erst, wenn die ganze Bedienung kampfunfähig war und unserer stürmenden Infanterie nicht mehr standhalten konnte. Schon damals merkten wir, daß wir es mit einem ebenbürtigen Gegner zu tun hatten, den allerdings mehr blinder Haß und Fanatismus befähigte, bis zum letzten Widerstand auszuhalten, als persönliche sittliche Überzeugung von der tiefen inneren Notwendigkeit dieses Krieges.

Wir sahen an jedem Tage und in jeder Stunde neue Heldentaten unserer Soldaten. Wir fühlten ihren Geist, ihre Werte, ihre selbstlose Hingabe. Nur in ihrer Mitte, unter ihnen selbst, erlebt man diesen Krieg wahrhaft echt und tief.

Ich denke an jenen Befreiten. Er war Landwehrmann. Er hatte im Frieden an den Festungsarbeiten

um Belfort sein Brot verdient. Zu Beginn des Krieges war es ihm noch gelungen, über die Grenze zu kommen. Nun zog er als deutscher Kanonier mit hinaus. Er war treu und zuverlässig, nie verließ er sein Geschütz. Bei Nacht sah ich ihn einmal, bei strömendem Regen, nur in eine Zeltbahn gehüllt, unter seinem Geschütze liegen. Ich fragte ihn, warum er nicht bei den Kameraden im Zelte liege. „Ich kann nicht von meinem Geschütz lassen,“ war seine Antwort. Er stand auch an jenem verhängnisvollen Abend in Bühl an seinem Geschütz. Schon schien es verloren, die Franzosen stürmten in dichten Massen vor, es waren schon etliche Leute der Bedienung verwundet. Man wollte wenigstens das Geschütz retten und es noch zurückzubringen versuchen. Aber der Gefreite wollte es nicht, er war ja noch da, er konnte richten, laden und abziehen. Und unerschrocken saß er da und schoss mit seinem Geschütz, daß der Lauf heiß wurde. Und er hat es nicht verloren, sondern durch sein Ausharren den anstürmenden Feind zum Stehen gebracht. Auch später hat er sich treu gehalten und war immer voller Witz, alle andern anfeuernd und erheiternd, immer hilfsbereit, immer auf dem Posten. Und als später — vor Toul — schweres Granatfeuer in die Batterie einschlug und Deckung für alle Bedienungsleute befohlen wurde, da wollte er sein Geschütz noch immer nicht verlassen, sondern suchte unter seinem Schuttschilde Deckung. Und hier starb er den treuesten Heldentod. Wir begruben ihn neben seinem zertrümmerten Geschütz.

Ich denke an jenen Batterieführer. Es war auf den

Höhen bei St. Pöle. Unsere Infanterie kam nicht vorwärts, weil einzelne, verdeckt stehende Geschütze des Feindes das ganze breite Thal beherrschten, das unsere Infanterie zu durchschreiten hatte. Sie bat um Artillerieunterstützung. Unaufhörlich sucht jener Batterieführer, gänzlich ungedeckt auf dem Höhenrande liegend, nach den feindlichen Batterien. Es ist nichts zu sehen. Aber er will seiner Schwesterwaffe den Weg nach vorwärts bahnen. Und schnell entschlossen ruft er: „Die Pferde!“ Er sitzt auf, die Batterie ist im Anmarsch. Als sie den Höhenkamm erreicht hat, gibt er, an der Spitze der Batterie, das Zeichen zum Galopp. Und wie auf dem Exercierplatz ziehen die Pferde an, alle Muskeln spannen sich, die Geschütze fliegen aneinander vorbei und marschieren nebeneinander auf. Alles arbeitet in fiebernder Eile, man hört das Klappen der Schutzhilde, schon arbeiten die Spaten, die Munition wird herbeigeschleppt, alles ist bereit. Die Gespanne verlassen die Stellung, die Pferde sind in Sicherheit. Und das war höchste Zeit. Denn kaum hatte die tapfere Batterie ihre Stellung eingenommen, als sie auch schon vom Feinde erkannt wurde. Wie mit einem Schlage hört das feindliche Artilleriefeuer auf. Man richtet sich auf das neue Ziel ein, und eine drei- bis vierfache Übermacht fiel nun über unsere Batterie her. Die aber kannte kein Wanken. Sie nahm, im heftigsten Granatregen stehend, den Kampf auf und sandte unaufhörlich ihr Feuer in die Stellungen, in denen die feindlichen Batterien vermutet wurden. Unsere Infanterie jubelte. Sie ging im Marsch-Marsch vor und erreichte ohne Verluste die jenseitigen Höhen, wo sie im

Sturm noch zahlreiche französische Geschütze nahm, die bis zuletzt gefeuert hatten. Als der Batterieführer von seiner Beobachtungsstelle sah, wie sich die feldgrauen Reihen da vorne mit frischen Sprüngen vorwärts bewegten, da wußte er, daß er ihnen dazu verholfen hatte. Und als ihm nach einigen Stunden von der Batterie durch Fernsprecher gemeldet wurde, daß die Verluste nur drei Leichtverwundete betrug, da gab er in seiner fröhlichen Weise als Tagesparole zurück: Die 4. Batterie hurra, hurra!

Unvergeßlich sind mit dem badischen Korps die Heldentaten verbunden, die seine Söhne in dieser großen Schlacht, an der Angehörige aller deutschen Stämme beteiligt waren, verrichtet haben. Die Namen von Nitting, Hessen, Hattigny, Fremonviller, Badonviller, St. Pole, Vaccarat und St. Barbe werden in der Geschichte der badischen Truppen für immer leben. Denn an diese Namen knüpfen sich die ruhmreichen Kämpfe jener Tage, Kämpfe, die nur ein Vorwärts kannten, die nur Sieg bedeuteten und in denen auch so mancher sein Grab gefunden hat.

Unvergeßlich sind auch jene Stunden, in denen wir uns der französischen Grenze näherten. Den ganzen Tag über war ein trauriges, trübes Regenwetter. Die Truppen lagerten auf der Chaussee, alles ruhte. Man lag auf Stroh oder auf der Erde, wie es gerade ging. Vor Müdigkeit nickte man überall ein. Vor uns ein tiefer, dunkler, regennasser Wald. Von Westen hallt ununterbrochen Kanonendonner herüber. Unsere Vorhut steht im Kampf. Schwere Artillerie sichert ihr Heraustreten

aus dem Walde und feuert unaufhörlich. Gegen 8 Uhr abends wird es schon dunkel, vorne wird es still, es kommen Meldungen, daß der Feind geworfen ist. Nun können wir weiter marschieren, nun betreten wir zum ersten Male französischen Boden, wir sollen zum erstenmal in einem französischen Dorfe Quartier beziehen. Alles ist genau vorher eingeteilt und befohlen, die Leute sind über ihr Verhalten gegenüber den Bewohnern, über Requisitionen, über Verpflegung und was sonst notwendig ist, belehrt. Es ist stockdunkle Nacht. Wir reiten zu dreien durch das stille Land. Kein Mensch, kein Laut, kein Ruf, alles ist wie tot. Wir kennen den Weg nicht genau, es ist niemand da, den man fragen kann. Wir reiten der Richtung nach, ins Dunkle, Ungewisse hinein. Jeden Augenblick glaubt man angerufen, überfallen, beschossen zu werden. Aber es hilft nichts: wir müssen schnell vor, wir müssen vor der Truppe im Ort sein. Unsere Pferde stolpern nur noch vor Müdigkeit, sie scheuen vor all den aufgequollenen Pferdekadavern, die am Wege verwesen, vor den zertrümmerten Automobilen, Bagagewagen, Sanitätswagen, die die schnelle Flucht des Gegners nicht miteinhalten konnten und nun in den Gräben liegen. Überall begleitet uns so Verwüstung und Grauen. Nach einstündigem Reiten erreichen wir das französische Dorf. Es ist darin alles tot und leer. Man wagt kaum, es zu betreten, man hat zu viel von den Franktireurs gehört. Aber es sind nur ein paar alte, harmlose Greise und Frauen zurückgeblieben. Sie sind furchtsam und verängstigt, man hat ihnen wohl viel Böses von uns erzählt.

Unsere ganze Division bivakirt in der Nacht bei diesem Dorf. Es ist kalt und feucht auf den Wiesen. Es beginnt ein stundenlanges Ordnen, Laufen, Suchen, bis jedes Pferd sein Heu und jeder Mann sein Essen hat. Es muß gehen und es geht. Bald sind die Lagerfeuer niedergebrannt, die letzten Leute kriechen unter ihre Zelte, über uns strahlt nach langer Zeit wieder einmal ein prächtiger Sternenhimmel und hält Wacht über die ungezählten Millionen, die sich hier gegenüber liegen, über Freund und Feind!

Dann kamen wieder sonnige Tage, an denen man klar beobachten konnte und an denen wir den Feind überall schlugen. Wir sahen verbrannte Dörfer, zerstossene Kirchen, Verwundete und Tote. Wir marschirten an französischen Batterien vorbei, die von unserer Artillerie in Grund und Boden geschossen waren. Um sie herum lagen in wüstem Chaos gedunsene Pferdeleiber, tote Kanoniere, zertrümmerte Ausrüstungsstücke und Tausende von abgefeuerten Kartuschen. So sah die Rückzugsstraße der französischen Armeen, so sah unsere Siegesstraße aus. Es kam der 25. August, jener schöne heiße Sommertag, wo unsere Batterien hinter den Höhen von Vaccarat in Stellung gingen und der Angriff auf die Kristallstadt begann. Das war hier ein wirkliches Schlachtenbild. Bei uns auf der Höhe stand der Divisionsstab mit vielen hohen Offizieren. Man sah die Stadt deutlich liegen, mit bloßem Auge erkannte man die Häuser und Kasernen. Überall blitzte es zwischen den Bäumen und Sträuchern auf, ein großartiges Artillerieduell war seit dem frühen Morgen im Gange. Die Stadt liegt zu beiden

Seiten der Meurthe, in einem Talkessel, rings von bewaldeten Höhen umgeben. Uns gegenüber, auf den jenseitigen Höhen, war die Rückzugsstraße der Franzosen deutlich zu sehen: wie eine Waldschneise hob sie sich in den Baumkronen ab. Diese Straße führte auf die Dörfer Ménil und St. Barbe, um die in den nächsten Tagen noch heiße Kämpfe entbrannten. Dieser Rückzugsweg mußte den Franzosen zur Hölle werden: unsere schweren und leichten Batterien hatten sich auf ihn eingerichtet und überschütteten ihn mit einem wahren Trommelfeuer. Inzwischen war aber auch unsere Infanterie nicht untätig gewesen. In einzelne Kolonnen aufgestellt, begann sie den Angriff auf die Stadt von mehreren Seiten. Nach einem mörderischen Kampfe, der auf allen Höhen, in den Straßen, in den Häusern tobte, gelang es um 12 Uhr mittags, in die Stadt einzudringen und sie zu nehmen. Da bot sich uns ein fürchterlicher Anblick. Die Stadt hatte durch die Beschießung schwer gelitten, aber es war nicht anders möglich gewesen, den Feind zu vertreiben, der sich überall festgesetzt hatte. Wir ritten an Häusern und Stadtteilen vorbei, die noch brannten und solche Glut und Hitze ausströmten, daß man nur im Trab an ihnen vorbeikam. Der Bahnhof, die Hotels, die Häuser mit ihren zerbrochenen Fenstern und zertrümmerten Mauern boten ein trauriges Bild. Überall tote und verwundete Franzosen. Den furchtbarsten Anblick bot die Meurthebrücke. Eine französische Kompagnie, die sich in der Kirche an der Brücke verborgen gehalten hatte, um unsere einrückenden Soldaten zu überrumpeln, war hier von einem unserer Maschinengewehre hingemäht

worden. Die ganze Kompagnie, an der Spitze ihr Hauptmann, hatte hier auf der Brücke den Tod erlitten. Französische Frauen und Mütter beugten sich über ihre toten Landsleute und nahmen ihnen die Erkennungsmarken ab. Wir blickten schauernd in die verzerzten Gesichter. Es gab für uns keinen Aufenthalt und kein Besinnen. Da draußen macht einen der Tod hart und gleichgültig, man steht vor diesen Dingen wie vor einem unerforschlichen Ereignis.

Viel Blut ist um dieses Städtchen und in seiner Umgebung geflossen. Überall stießen wir auf Tote, auf den Kampffeldern, inmitten noch wogenden Kornes, oder hinter Strohmieten, wo sie nichtsahnend von der Kugel ereilt worden waren. Besonders erbittert wurde um die Dörfer St. Barbe und Ménil gefochten. Die ganzen Wälder waren von den Franzosen mit Drahtverhauen, Astversperrungen und allen möglichen Hindernissen durchsetzt. Hier mußte jeder Schritt erkämpft, um jede Geländewelle gerungen werden. Das Dorf Ménil kostete den Franzosen große Opfer. Als es von uns genommen war, hatte es durch das Hin- und Herwogen das Kampfes schon schwer gelitten. Nun erhielt es auch noch von den Franzosen täglich Feuer. Die Kirche war bald nur noch ein Trümmerhaufen, überall brannte es, und die furchtbaren Schrecken des Krieges blieben den wenigen Einwohnern, die sich von ihrem vernichteten Hab und Gut noch immer nicht trennen konnten, nicht erspart. Die in den Straßen kämpfenden Franzosen waren von unserer Artillerie gefaßt worden. Nun lagen sie zu Hunderten, fürchterlich verletzt und verstümmelt, in diesen öden Gassen

und vor den ausgebrannten Häusern, in denen das Grauen wohnte.

Am Dorfrand hatten die Franzosen in aller Eile Schützengräben ausgehoben. Da fanden wir in einer Linie etwa dreißig Gefallene vor, die durch unser Artilleriefeuer getötet waren. Stumm hatten sie ihre Pflicht für ihr Vaterland getan. Nun lagen sie hier, einsam und verlassen, und daheim warteten die Ihrigen auf Nachricht und werden nie erfahren haben, wo ihre Gatten oder Söhne ihre letzte Stätte gefunden haben. Wir ließen diese Toten in einem großen Massengrab begraben. Es war hohe Zeit dazu, denn die Sonne brannte heiß. Fast alle der Toten trugen um den Hals Amulette und kleine Kreuze, viele waren verheiratet und trugen ihre Eheringe. Bei einem blutjungen Burschen, er mochte wohl zwanzig Jahre sein, war der Tornister von einer Granate zerissen und der Inhalt lag verstreut um ihn herum, darunter auch Briefe. Ich hob einen davon auf. Es war eine zierliche Frauenhandschrift. Die Mutter schrieb an ihren Sohn ins Feld: „Wir denken immer nur an Dich, wie es Dir geht. Wir sind stolz auf Dich, daß Du bei Deiner Abreise so frohen Mut gezeigt hast, und ich weiß, mein Junge, daß es Dir daran auch in den schlimmsten Lagen nicht fehlen wird. Bleibe stark, auch wenn Dir der Kampf oft unerträglich erscheinen wird, und Du unter der Last, der Hitze, den Entbehrungen zusammenzubrechen drohst. Denke daran, daß es um die Größe Frankreichs geht, es geht um unser aller Glück. Wenn Du verwundet wirst, mein großer Junge, so suche alles zu überwinden, um zu uns zu gelangen. Ich will dann

mein Möglichstes tun, um Dich zu pflegen und wieder ganz gesund zu machen! Welch ein Wiedersehen gäbe das mit Dir, den ich so zärtlich liebe. Wir glauben bestimmt an den Sieg unserer tapferen Soldaten. Auch hier tut jeder seine Pflicht mit Begeisterung und Hingabe. Wir sind alle fest entschlossen, alles zu ertragen, um die Bandalen drüben ein für allemal zu vernichten.“ Der Brief ist zweifellos von echter Mutterliebe erfüllt und von einem starken Herzen geschrieben. So hat wohl auch manche deutsche Mutter an ihren Sohn geschrieben. Befremden muß uns aber doch der Schluß, in dem die Französin uns als Bandalen bezeichnet. Das lehrt uns wieder mit erschreckender Deutlichkeit, wie hoch die Wogen des Hasses schon damals in Frankreich gegangen sind, und daß man nie aufgehört hat, die Flammen der Rachsucht zu schüren und Erbfeindschaft gegen uns in alle Herzen zu säen. Der Brief war am 6. August 1914 geschrieben, als noch kaum ein Zusammenstoß stattgefunden und auch noch nicht die angeblichen Greuelthaten der deutschen Soldaten erfunden waren. Wir fragten uns damals auf dem Schlachtfelde immer wieder: Wie ist das nur möglich? Wie kann in zwei Kulturvölkern des 20. Jahrhunderts, die seit Jahrhunderten nebeneinander leben, so viel Unverständnis füreinander, so viel Verblendung und Ablehnung vorhanden sein? Es sind die Früchte jener Politik, wie sie in Paris seit Jahren in zügelloser Weise geübt wird, jener Hezarbeit einer tiefstehenden schamlosen Presse. Ihren Machenschaften hat Frankreich bisher Millionen seiner Söhne opfern müssen. Bei diesen Machthabern möge Frankreich einst auch

Rechenschaft fordern für das kostbare Blut, das seit jenen Augusttagen in französischer Erde versickert ist!

Die gleichen Ideen und Anschauungen hatte man auch in die französische Armee gepflanzt. Die Gefangenen fielen gänzlich verstört und verängstigt in unsere Hände, weil sie glaubten, bei uns sofort erschossen zu werden. In Ménil fanden wir zahlreiche verwundete Alpenjäger und führten sie auf Bauernwagen fort. Unterwegs wurden sie zutraulich und fröhlich, da unsre Sanitätsmannschaften ihnen Zigaretten gaben. Nun saßen sie plaudernd auf ihren Strohbindeln und lachten. Und ein Unteroffizier sagte ganz vergnügt: „Uns geht es gut, die Deutschen sind gar nicht so wild, wie man uns gesagt hat.“ Dabei brauchte er für „wild“ den Ausdruck „sauvage“!

Dann begannen jene Tage, wo wir da unten festlagen und die Aufgabe hatten, möglichst starke Kräfte des Feindes zu binden, die ersten Tage des Stellungskrieges, das Ausbauen von Stellungen und das Liegen in den Schützengräben, Tag und Nacht, bei Regen und Kälte, im steten Feuer der feindlichen Artillerie. Aber es ist nicht vergeblich gewesen, denn es ermöglichte unsern Armeen im Norden, ihren Vormarsch durch Belgien und weit nach Frankreich hineinzutragen. All ihre Heldentaten, der Fall von Namur, Brüssel, Maubeuge, dann Hindenburgs Siege im Osten, wurden uns telegraphisch gemeldet und bis in die vordersten Linien mitgeteilt, wo sie mit dem freudigsten Beifall aufgenommen wurden. Das half auch dazu, die schweren Stunden und Tage von Ménil zu ertragen, die mit die blutigsten waren,

die wir in diesem ersten Monat erlebt hatten. Das waren Tage und Nächte des Grauens, das war ein unaufhörliches Sterben; die meisten vorne waren damals mit ihrem Leben fertig, sie hatten abgeschlossen. Unaufhörlich krachten die französischen Granaten, und die herstehenden Schrapnell's sausten pfauchend über die vorderen Gräben. Sie trafen nicht, aber sie fraßen an den Nerven der Verteidiger, die in diesem wilden Tanze ausharren mußten. Damals entstanden von einem Musketier Dahinter über dieses unüberwindliche Standhalten ergreifende Verse. Er schrieb sie im Schützengraben auf einen Fegen Papier. Sie sind so wahrhaft echt und wirken so erschütternd, weil der Tod an diesem Soldaten schon tausendmal vorbeigeschritten war. Bei Ménil hat er ihn noch verschont, anfangs November bei La Bassée hat er seine Schwingen über ihn gebreitet. Die Verse lauten:

Und werde ich siebzig und werde ich mehr,
Das eine vergesse ich nimmermehr:
Im Schützengraben hinter Ménil
Da lagen wir hundert Stunden still.
Und durften nicht vorwärts, nicht ran an den Feind,
Wir hatten es nicht zu ertragen gemeint.
Und wenn die Granate uns pfeifend umbrüllt,
Mit Erdreich halb uns der Graben gefüllt,
Dann mußten wir liegen still und gebückt,
Wir haben die Gewehre fest an uns gedrückt,
Die Finger in ohnmächtiger Wut geballt,
Und dachten, kommt der Befehl nicht bald,
So brechen wir vor, komme was mag —
Und warteten doch bis zum vierten Tag.
Oft, wenn die Geduld schon zu brechen schien,
Hielt uns nur die eiserne Disziplin.

Wir haben gewartet hundert Stunden
Und haben geblutet aus gleich vielen Wunden.
Daß der Hunger an unseren Kräften genagt,
Danach hat keiner weiter gefragt.
Nur eins das Herz schier zerrissen uns hat,
Wenn ein Sterbender stammeind um Wasser bat,
Und wir konnten den brennenden Durst ihm nicht stillen,
Den letzten sehenden Wunsch nicht erfüllen,
Alle Feldflaschen leer, keinen Tropfen mehr.
Und werde ich siebzig und werde ich mehr,
Das eine vergesse ich nimmermehr!



Die Kämpfe vor Toul.

Als sich im September 1914 infolge der Marne-
 schlacht das Bild auf dem westlichen Kriegs-
 schauplatz änderte, hatte auch für uns an dem
 südlichen Ende der gewaltigen Kampffront die Stunde
 der Ablösung geschlagen. Wir waren heilfroh darüber.
 Das Festliegen behagte uns nicht. Wir beneideten unsere
 Kameraden in Belgien und Nordfrankreich, die dort
 immer noch in frischem, lebhaftem Bewegungskrieg standen.
 Und so hofften auch wir auf einen neuen, interessanten
 Kriegsschauplatz. Freilich gab es vorher noch viele ernste,
 aber auch frohe Stunden. Zu den frohen Stunden
 rechneten wir alle die des ersten wirklichen Ruhetages
 seit Kriegsbeginn. Wir verlebten ihn am Sedantag, in
 Vaccarat. Wir lagen am Rande der Stadt, im Bivack,
 halb auf dem Lande. Da war es viel schöner als in
 der Stadt, in der es noch immer brannte und rauchte,
 und in der man vor Staub und Hitze kaum atmen
 konnte. Da draußen hatten wir in einem Hause, in dem
 sonst ein Direktor der Kristallerie wohnte, ein nettes
 Quartier gefunden. Um 7 Uhr abends versammelten wir
 uns in der „Salle à Manger“, zum ersten Male saßen
 wir wieder an einem gedeckten Tisch, bei Petroleum-
 beleuchtung. Es war fast sehr gemütlich und heimisch
 hier. Unser Stabsarzt setzte sich ans Klavier und
 bereitete uns einen frohen Abend. Aus der Heimat
 waren Post und Zeitungen eingetroffen, was bei allen

die Stimmung ungemein erhöhte. Und zum ersten Male schliefen wir wieder in einem Bett, einem richtigen Bett, und hörten den Kanonendonner nur in weiter Ferne grollen. Und wenn diese Herrlichkeit auch nur einige Stunden dauerte — um 1 Uhr nachts klopfen schon wieder Befehlsüberbringer an der Türe —, so erschien sie uns doch ihrer Seltenheit wegen besonders schön.

Schwere Stunden brachte uns die Loslösung vom Feinde, die uns für die Operationen auf einem andern Kriegsschauplatz frei machen sollte. Der Himmel hatte sich an jenem Abend gegen uns verschworen und alle seine Schleusen geöffnet. Das Herauskommen der Batterien war mit unglaublichen Schwierigkeiten verbunden, da alle Wege und Waldschneisen aufgeweicht waren und Pferde und Menschen in dem sumpfigen Gelände, bei stockdunkler Nacht, jeden Augenblick zu versinken drohten. Dem Feinde konnte unser Vorhaben auch nicht verborgen bleiben, und bald setzte auch vorne ein unaufhörliches Geknatter ein. Aber auch unsre Infanterie kam trotz der Schwierigkeiten glücklich heraus, und als beim Morgengrauen die Meurthebrücken krachend in die Luft flogen, da war die ganze Division diesseits des Flusses versammelt. Nur unsere Kavallerie blieb am Feinde. Sie brachte die interessante Meldung, daß die Franzosen mit unserem vollständigen Abzuge zunächst gar nicht gerechnet hatten, denn ihre Artillerie beschoß noch den ganzen Vormittag unsere Stellungen. Erst am Nachmittag wagten sich kleinere Erkundigungsabteilungen vor, die natürlich nichts mehr von uns vorfanden.

Auch jetzt standen wir wieder vor schweren Tagen:

Tage des Grabens und Stellungbauens, in Lehm und Regen, in Kälte und Nässe. Fröhliche Stimmung, gute Nachrichten, treue Kameradschaft halfen jedoch über alles hinweg. Was hier an aufopfernder, heldenhafter Tätigkeit von allen geleistet wurde, verdient das höchste Lob. Im ewigen Kampfe mit der Bitterung, schon seit Kriegsbeginn ununterbrochen im Gefecht oder angestrengtesten Dienst, hatten hier an der deutschen Grenze unsere Leute Stellungen gebaut, die bis heute in unserem Besitze geblieben sind und an deren Stärke der Anprall des Feindes sich immer wieder gebrochen hat. Nach dem ausgiebigen Graben wurde daher die Nachricht, daß das Armeekorps anderweitig verwendet würde, mit besonderem Jubel begrüßt.

Für uns begann nun ein interessanter Kriegsmarsch. Er führte uns durch das herrliche Moseltal, das sich im Glanze der Herbstsonne prächtig zu färben begann, an Metz vorbei, das mit seinen Forts und Befestigungsanlagen, seinen Batterien und unzähligen Soldaten den Eindruck eines modernen Riesenheerlagers machte, durch all die friedlichen deutschen Dörfer, die, unberührt vom Krieg und seinen Schrecken, für uns ein Bild der Freude und des Stolzes waren. Bald überschritten wie die französische Grenze. Die ersten Meldungen über den Feind liefen ein. In den ersten französischen Dörfern gab es nur ein Herumschlagen mit feindlicher Kavallerie. Unsere Batterien mußten sehr steile, schwierige Wege überwinden. Jedes Geschütz wurde mit zwölf Pferden bespannt und konnte die Höhen doch nur mit Unterstützung von Infanterie, die mit in die Räder griff, er-

klimmen. So wurde es spät abends, bis wir die uns zum Quartier angewiesenen Dörfer erreichten.

Noch heute läuft bei diesen Dörfern die deutsche Linie, und sie sind oft der Schauplatz erbitterter Kämpfe geworden, die alles Leben in ihnen ausgelöscht und sie selbst in traurige Trümmerstätten verwandelt haben. Damals blieben sie unversehrt und ihre Einwohner standen mit uns in bestem Einvernehmen.

Lange dauerte unsere angebliche Ruhezeit hier aber auch nicht, denn schon am nächsten Morgen begann plötzlich eine Batterie ihr Feuer zu eröffnen. Wir wußten gar nicht, was da für Ziele aufgetreten sein konnten. Alles wurde nun lebhaft. Stäbe kamen angaloppiert, neue Batterien wurden eingesetzt, die Infanterie kam aus ihren Scheunenquartieren heraus und machte sich gefechtsbereit, die Feldküchen gaben ihren heißen Kaffee aus — mit einem Schlage ein verändertes, neues Gefechtsbild. Die Batterie, die gefeuert hatte, hatte dichte feindliche Marschkolonnen beobachtet, die sie auf vier Kilometer mit bester Wirkung beschuß; dies war die Einleitung zu erbitterten Kämpfen, die das Armeekorps jetzt mit frischen Kräften des Feindes, der Hauptreserve von Toul, zu bestehen hatte. Es waren Truppen, die bisher noch nicht im Gefecht gewesen waren und sich hier sehr tapfer geschlagen haben.

Trotzdem ging es auch hier vorwärts, allerdings unter Verlusten. Denn wir befanden uns schon unter dem Feuer der schweren Festungsartillerie, die uns das Vorrücken sehr erschwerte. Aber hier war doch endlich wieder Bewegungskrieg, hier sah man doch wieder ein-

mal, wie die Rothosen dort drüben im Marsch=Marsch durch unser Feuer zu laufen versuchten. Es müssen starke französische Kräfte gewesen sein, die uns hier die Festung Toul entgegenwarf. Sie griffen in immer neuen Wellen, mit frischen Reserven an. Aber wir waren auf der Hut. Unsere Batterien suchten ihre Ziele, und wiederum hob hier ein unermessliches Bluten an. Aber wir gewannen Boden im engen Zusammenarbeiten mit der Infanterie. Ein Batterieführer hatte sich mit einem Bataillonskommandeur zusammengetan. Die beiden arbeiteten schon seit Wochen gemeinsam. Wenn der Major mit seinem tapferen Bataillon vorbrechen wollte, so bereitete die Batterie den Sturm vor. Und wenn die Leute vorankamen, dann verlegte die Batterie ihr Feuer, oder wenn der Sprung recht weit gelungen war, so standen schon die Prozen bereit, und die Batterie begleitete ihr treues Bataillon.

Auch die andern Batterien gingen jetzt vor. Der Feind steckte da vorne in den Dörfern, in den Häusern, auf den Bäumen, in den Wäldern, auf Kirchtürmen. Er war zäh und hinterlistig. Wir mußten ihn austrüchern. Und bald brannten alle Ortschaften, Granaten rissen tiefe Löcher in die Dorfstraßen, zersplitterten Bäume und Wälder, und jagten zischend in die hölzernen Kirchtürme. Es brannte, brannte rechts und links von uns, die Ortschaften vor uns brannten und haus hohe Flammen beleuchteten gespenstisch das grausige Schlachtfeld dieses Tages. Der Kampf wütete weiter. Eine unserer Batterien stand in heftigem feindlichen Artilleriefeuer. Sechs Offiziere lagen rechts von der Batterie, platt auf dem Bauch, hinter

einem kleinen Erdwall, und beobachteten. Es waren Offiziere des Stabes, Verbindungs- und Ordonnanzoffiziere. Ein anderer kauerte mit dem Batterieführer in dem Erdloch, das dieser sich neben der Batterie hatte graben lassen und aus dem er beobachtete. Alle diese Menschen zählten: „eins — zwei — drei — vier — fünf“ — krach, bum, ratsch —: die Granate kam; wieder fünf Sekunden: die nächste. Jetzt schlägt sie zwanzig Meter vor der Batterie ein. Der Batterieführer schreit in die Batterie hinein: Alles decken! Die Leute kriechen hinter die Schilde, sie graben, daß ihnen der Schweiß von der Stirne läuft. Jetzt kommt wieder eine. Sie schlägt zwanzig Meter hinter der Batterie ein. Dort fährt gerade ein Munitionswagen. Offizierspferde halten dort. Wie rasend sind die Tiere geworden. Sie bäumen sich, reißen sich los und stürzen. Zwei sind getroffen. Alles wartet, zählt, rechnet in atemloser Spannung. Einer von den beobachtenden Offizieren sagt zu einem andern: Es ist als ob die apokalyptischen Reiter über die Batterie hinwegrasen. Da bricht es auch schon los. Die feindliche Batterie hat sich eingeschossen. Nun trommelt sie, wie rasend, wie verrückt. Fünf, zehn Minuten lang. Und der vorletzte Schuß saß. Er traf einen Munitionswagen. Dieser flog krachend und brennend in die Luft, haushoch stand dort einen Augenblick lang eine gelbe schauerliche Flamme, dann Schreien und menschliche Rufe, dann Stille, tiefe Einsamkeit. Es ist fast wie ein Wunder: die feindliche Batterie schießt nicht mehr, nicht einen Schuß mehr. Aber auch unsere Batterie kann dort nicht bleiben. — Wir standen dort an jenem

Abend noch an einem Grab. Die Schlacht war verstummt und die Nacht hereingebrochen. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“ — so betete unser Pfarrer an diesem Heldengrab.

Die brennenden Dörfer leuchteten uns. Es war ein erhaben schönes Bild. Wir lagen in dieser Nacht neben unseren Pferden, draußen auf der kalten, nassen Wiese. Mein treuer Fuchs bewegte sich nicht, und als ich am nächsten Morgen um 4 Uhr erwachte, da lag ich so neben ihm, wie ich am Abend eingeschlafen war: ich hatte meinen Kopf an seinen Hals gelegt und diesen mit meinem Arm umschlungen.

Der neue Tag brachte neue Kämpfe und neues Vorrücken. Immer erbitterter und grauenvoller wurde dieses Ringen. Limey, Flirey und der Priesterwald bezeichnen die Spuren, auf denen immer erneut mit dem Feinde blutig gekämpft wurde. Hier hat unsere Infanterie manche Opfer gebracht und sich unsterblichen Ruhm erworben. Hier ist um jeden Fuß Boden, um jeden Baum gekämpft worden. Es war auch hier wieder ein heldenhaftes Ringen auf beiden Seiten.

Wir hatten unsere Beobachtungsstelle seit dem frühen Morgen auf einer Anhöhe, die durch ein kleines Wäldchen gekrönt wurde. Links von uns standen drei Batterien im Feuer, rechts lag eine Infanteriekompagnie, die sich eingrub. Diese wurde durch eine Unvorsichtigkeit vom Feinde entdeckt, denn wie bekamen plötzlich von der Flanke so verheerendes Feuer, daß wir uns in dieser Stellung nicht halten konnten. „Decken!“ rufen alle Führer ihren Leuten zu. „Schutzschilder hoch!“ Die In-

fanterie kann sich nicht rühren. Die Leute drängen sich hinter ihre flachen Erdaufwürfe, sie bewegen sich nicht, einige möchten fast instinktiv ihre Köpfe in die Erde bohren, um vor dem rasenden Granatenfeuer Schutz zu finden. Aber es hört nicht auf. Nun saß ein Volltreffer. Auch wir bekamen davon eine Ladung langer, messerscharfer Granatsplitter ab. Wir lagen alle flach auf dem Boden, nebeneinander, schuchsuchend unter den Schilden des Beobachtungswagens. Was aber nützt das in einem solchen Feuer? Wenn die glühenden, scharfen Splitter mit der unheimlichen Durchschlagskraft angezischt kommen, so finden sie überall einen Durchschluß. So verschonten sie uns auch hier nicht. Ein Mann wurde am Bein schwer verwundet, ein anderer am Arm. Rasch banden wir sie beide ab, damit sie nicht verbluteten. Und so schnell sie die schwachen Beine noch tragen konnten, wurden sie aus dem Feuer herausgeschickt zum Verbandplatz.

Auch mich hatte ein Granatsplitter getroffen. Da sah ich am Verbandplatz ein erschütterndes Bild. Die Ärzte walteten dort ihres Amtes, die Ärmel hatten sie hoch gestreift, sie mußten heute schon viel Blut gesehen haben. Sie arbeiteten ruhig und gewandt, energisch und bestimmt. Einer nach dem andern kam heran, dort gab es eine Spritze, hier nur einen leichten Verband. Die Schwerverwundeten stöhnten, blasse Gesichter starrten einen an, verständnislos und oft fast irrsinnig. Die Schwerverwundeten wurden schon auf die Bahre geladen, Gott sei Dank, daß es fortging von diesem Orte, der uns, die wir noch ganz unter den seelischen Ein-

drücken des Erlebten standen, ein Ort des Grauens war, den Ärzten aber als gewohnte Stätte ihres täglichen Berufs erschien.

Die Wagen knarrten, die Verwundeten stöhnten, ein Humpeln und Wanken, zerfetzte Uniformen, blutige Binden, Geruch von Chloroform, blasse Gesichtsausdrücke — wir verließen, ein trauriger Zug, das Feld des Sieges und des Todes.

Man denkt nichts, man weiß nichts in diesen Augenblicken. Man sagt sich vielleicht nur: Warum knarrt nur der Wagen da vor uns so, warum stöhnen die Schwerverwundeten? — und man wiederholt sich das tausendmal, ohne eine Antwort zu wissen. Man ist nicht traurig, man fühlt die Schmerzen nicht — es waltet ein Gefühl der völligen Erschöpfung, Erschlaffung, Abstumpfung und Gleichgültigkeit. Wer einmal solchen Zug von Verwundeten, unmittelbar aus der Schlacht kommend, gesehen hat, wird diesen Eindruck nie vergessen, er ist der stärkste und erschütterndste zugleich. Dank ihnen allen, die ihr Leben und ihr Blut dahingegeben haben!

Die Lebensgeister erwachen erst wieder, wenn andere Menschen in den Gesichtskreis treten, wenn man angeredet wird. Dann beginnt allmählich das Besinnen und Nachgrübeln, wie das eigentlich alles gekommen war. Und langsam bildet sich dann die Kette, und man kann dann schon ein Wort erzählen, davon sprechen, als ob es hinter einem läge, als etwas längst Vergangenes.

Und dann kommen einem allmählich die neuen Ge-
Körner, Mit den Badenern.

sichter, die weißen Hauben der Schwestern, die frische Wäsche, das weiße Bett als etwas Wirkliches zum Bewußtsein, und wenn man nach dem ersten Schlaf erwachend dies alles fühlt, und neben sich in den Betten verwundete Mitmenschen sieht, dann ist der Augenblick da, in dem über das Gesicht jedes Verwundeten ein leichtes Lächeln schwebt, das erste Lächeln nach all den furchtbaren Erlebnissen. Und dann erst folgt ein tiefer, gesunder Schlaf, und nach diesem die Bitte an die glückliche Schwester: „Bitte ein klein wenig zu essen.“

Das Lazarett wird einem im Kriege zur Heimat. Man lernt die Menschen, die einen pflegen und mit denen man zusammenliegt, lieben, man teilt mit ihnen Freud und Leid, nimmt mit ihnen allen den gleichen Anteil an dem ungeheuren Geschehen, das da draußen weiterschreitet unter neuen Kämpfen und Siegen. Man tauscht Erinnerungen und Erlebnisse aus und erwartet mit ihnen gleich sehnsüchtig und verlangend die neuen Nachrichten von der Front. Solche Tage und Wochen werden unvergeßliche Erinnerungen. Viele Menschen wandern da an einem vorbei. Von allen Waffengattungen und aus allen Gegenden Deutschlands. Die einen hatten Lüttich mit erstürmt, die anderen waren vor Paris gewesen, mein linker Bett Nachbar war vor Toul als Artillerist verwundet worden, der Leutnant rechts neben mir hatte mit seinem Infanterieregiment „von der Tann“ das Camp des Romains erstürmt. So binden auch hier die gleichen Leiden und Freuden, die gleichen Ideen und Anschauungen, und als höchstes

Symbol des deutschen Volksherees steht auch hier über allen die Kameradschaft!

Auch in manches gebrochene Auge habe ich in unserem Lazarett in Metz gesehen. Mir gegenüber lag ein schwerverwundeter Hauptmann aus den Argonnen. Er behauptete immer, aus dem Argonnerwalde Kanonendonner zu hören. Im Lazarett träumt man in der Nacht, im Fieber oder in unruhewollen Stunden häufig von Schlachten und Kanonengebrüll. Der Hauptmann aber blieb dabei, den Donner deutlich zu hören, es sei kein Traum. Es war aber doch nur seine Einbildung. Denn er war Tag und Nacht mit seinen Gedanken nur da draußen, bei seiner Kompagnie. Er ahnte wohl, daß es mit ihm bald zu Ende gehen würde, denn er bat mich eines Tages, doch für ihn einen Abschiedsgruß an seine Kompagnie zu schreiben. Und ich legte ihm eine Karte vor, auf die hatte ich geschrieben:

Ein Gruß an meine Kompagnie.
 Immer treibt mich meine Sehnsucht,
 Wenn ich fiebernd meine Wunden fühle,
 Zu Euch allen, meine braven Jungens!
 Tag und Nacht sind die Gedanken
 Und mein Herz in Euren Reihen!
 Wenn ich dann von Euren Stürmen höre:
 Daß es niemals gab ein Unterliegen:
 Fühl ich mich, wie sonst, an Eurer Spitze,
 Mit Euch sterben, mit Euch siegen!

Glückselig unterschrieb er sie. Es war der letzte Dienst der Kameradschaft, den ich diesem wahrhaft ritterlichen Offizier erweisen konnte, indem ich seine Empfindung für seine Leute in diesen Versen zum Ausdruck

brachte. Als die Kompagnie die Karte erhielt, war ihr einstiger Führer seinen Wunden erlegen!

Wunderschöne Herbsttage waren es damals noch in Metz, an denen die Sonne leuchtend jeden Morgen am Himmel stand und mit ihrem Gold in dem bunten Laub der Kastanien und des wilden Weines spielte. Und als dann eines Abends alle Glocken der Stadt über das jubelnde, sonnige Moseltal den Fall von Antwerpen hinausläuteten, als alle Fenster sich festlich erleuchteten und „Die Wacht am Rhein“ das deutsche Metz durchbrauste, da wurde auch in unseren Herzen die Sehnsucht nach draußen immer stärker und der Wunsch immer brennender: Hinaus an die Front, zu neuen Kämpfen und Siegen!



Die Kämpfe in Nordfrankreich und der Stellungskrieg 1914/15.

In jenen Tagen, als der Fall Antwerpens als neue unvergängliche Ruhmesthat in das Heldensbuch der deutschen Armee eingetragen wurde, lag auch unser Korps wieder einmal auf der Achse. Es befand sich damals zum Abtransport in und um Metz, wo es auch den ersten Besuch unseres Großherzogs erhielt.

Natürlich gingen wieder die mannigfaltigsten Gerüchte über unsern neuen Bestimmungsort umher. Was man gern möchte, glaubt man gern. Nach diesem alten Grundsatz erweckte das Gerücht, wir würden nach Nordfrankreich kommen und gegen die Engländer kämpfen, den freudigsten Widerhall und einmütigen Beifall. „Ha, die Säckel, die verdammten, wir wolle ihne schon zeige, was e Badener is“ — so äußerte sich ein vierzigjähriger Freiwilliger, indem er gemächlich seine Pfeife ausklopfte und behaglich den warmen Kaffee schlürfte. Und so kam es auch. In langen Zügen rollte das Armeekorps nach Norden. Wenn einem in gewöhnlichen Zeiten 60 Stunden Eisenbahnfahrt entsetzlich erscheinen mögen, so war diese Bahnfahrt — ohne Kanonendonner, ohne Fernsprechgetute, ohne die ewige Nervenanspannung — eine wahre Erholung, und man hätte etwas darum gegeben, wenn sie noch einmal solange gedauert hätte. Als das

Signal Aussteigen geblasen wurde, befanden wir uns in einer Gegend, wie wir sie bis jetzt noch nicht gesehen hatten.

Es war das bevölkerte Industriegebiet Nordfrankreichs. Reiche Städte, große Fabrikanlagen, unzählige Schornsteine und Zechentürme, zahllose Arbeiterkolonien mit ihren Schieferdächern waren für uns ein neues, bisher unbekanntes Bild. Und alles noch unzerstört, fast alle Bewohner in ihren Häusern, die Bahnanlagen brauchbar, die Schenkstuben und Cafés geöffnet, man glaubte kaum an Krieg. Aber die Bevölkerung war düster und unfreundlich und sah wenig vertrauensvoll aus. Die französische Armee mußte das Gebiet allem Anschein nach sehr schnell geräumt und ihren Landsleuten wohl baldige Wiederkehr verheißen haben, denn sonst wären wir wohl nur auf Ruinen, und nicht auf dieses reiche, blühende Industriegebiet gestoßen.

Auch hier galt es wieder, schwere Kämpfe zu bestehen. Aus unzähligen Häusern, aus allen Gassen wurde hier geschossen. Die Schützen waren zurückgebliebene Soldaten, zum Teil in Zivil, vielleicht auch Franktireurs. Man konnte es nicht feststellen, da man in den verzweigten und winkeligen Fabrikanlagen und Dörfern den heimtückischen Feind nicht vor das Gesicht bekam. Es hat damals blutige Kämpfe bei Annay und Carvin, bei Lens und La Bassée gegeben. Aber wir haben sie schließlich doch geworfen und vor allem bei La Bassée den „verdammten Säckeln“, den Engländern, heimgezahlt. Alles rief es sich einander zu, die Kompagnieführer ihren Leuten, die Batterieführer ihren Richtkanonieren: „Die

Engländer, nun haben wir sie!" Mit ungeheurer Erbitterung und Wut griffen hier unsere Leute an. „Ihne wolle wir es heimzahle, die Schandmäuler, die all das Unglück angericht' haben.“ So sprachen damals die Badener, und sie haben ihr Wort gehalten. Von Dorf zu Dorf, von Abschnitt zu Abschnitt warfen wir sie zurück, nahmen ihnen Hunderte von Gefangenen ab, und haben dann den ganzen Winter über in zähen Kämpfen ihnen gegenüber gelegen und ihnen schwere Verluste beigebracht.

Unsere Leute hatten für die englischen Gefangenen, die sie machten, das einzig richtige Gefühl: das Gefühl einer maßlosen Verachtung. Zuerst spielte natürlich die Neugierde eine große Rolle. An dem ersten gefangenen Engländer konnte sich so mancher biedere Schwarzwälder kaum satt sehen. Als ihnen das aber etwas Alltägliches wurde, da beachteten sie die Gefangenen gar nicht mehr. Oft hörte man von schlichten Bauernlippen die Worte: „Ja, der Franzmann kämpft wenigstens für sein Vaterland, aber die Lumpen da nur für Geld.“ Wie klar und gesund ist doch oft das Urteil des einfachen deutschen Soldaten!

Damals im Oktober 1914 kämpften wir um Dörfer, die noch heute in unserem Besitze sind. Wir fanden die meisten Dörfer unzerstört vor, denn die Franzosen hingen noch zu sehr an ihrem Lande und wollten wohl das Eigentum ihrer Landsleute schonen. Aber als die Engländer dann ihre Geißel über das Land ihrer „Treuverbündeten“ zu schwingen begannen, da gab es bald keine Schonung mehr. Und nach und nach sanken blühende

Städte, reiche Dörfer, große Fabriken, prächtige Schlösser und Landhäuser in Schutt und Asche. Kirchen wurden zerschossen und so gründlich vernichtet, daß von den sehr schönen, mittelalterlichen Baudenkmalern oft buchstäblich nichts mehr übrig blieb. Auch unser Idyll in jener Gegend wurde durch eine englische schwere Granate zerstört.

Wir hatten unser Quartier in einem Dorf in dem schönen Hause des Doktors. Die Familie mußte in eiligster Flucht ihr Heim verlassen haben, denn als wir eintraten, stand alles zum Essen bereit auf dem Tisch. Die Speisen waren aufgetragen und alles sah so lecker aus, daß es uns zunächst verdächtig vorkam. Das Operationszimmer des Doktors war tadellos in Ordnung, die Instrumente lagen sauber nebeneinander. In den Schlafzimmern, die sich im ersten Stock befanden, waren die Betten hergerichtet, die Parfüms von Madame standen in stattlicher Anzahl auf dem Waschtisch. Im Garten entdeckten wir eine geräumige Garage, in der sich zu unserer großen Freude ein tadellos erhaltenes Auto vorfand, das uns dann noch lange ausgezeichnete Dienste getan hat. Wahrscheinlich war der Chauffeur der Doktorsfamilie eingezogen, und sie waren mit einem Flüchtlingszug ausgerissen. Denn sonst hätten sie wohl kaum ihr wertvolles Auto im Stich gelassen. In diesem Häuschen richteten wir uns also ein, als es Abend wurde und die Schlacht draußen verstummt war. Hier verlebten wir ein paar sehr frohe Stunden, hier konnten wir endlich wieder einmal auch mit der vielen Schreibarbeit unter Dach sitzen und die Stöße davon, die sich in den un-

unterbrochenen Schlachttagen angesammelt hatten, um so gründlicher bearbeiten. Man glaube ja nicht, daß St. Bureaukratus zu Hause bleiben wollte. O nein, er mußte auch mit ins Feld und hat sich sogar oft mit in die Schlacht gewagt!

Am nächsten Morgen brach ein schöner Novembertag an, zunächst noch nebelig und frisch, bis dann am Mittag die Sonne herauskam. Trotz der Unsichtigkeit fing schon um 7 Uhr morgens auf allen Seiten das Schießen an. Wir waren draußen bei unseren Batterien. Die Pferde standen fertig am Hause. Das Bureaupersonal wollte sich von diesem idealen Geschäftszimmer noch nicht trennen, aber es mußte wohl oder übel, denn wir waren in dem Glauben, daß es jede Stunde weiter vorwärts gehen würde. Kaum war die letzte Aktentiste aus dem Doktorhaus entfernt, als es zischend durch die Luft brauste und eine Riesengranate in das Haus fuhr. Natürlich blieb sie nicht die einzige, aber sie saß gleich so gut, daß sie durch das Dach in die Schlafzimmern schlug und auch dem Eßsaal einen Besuch abstattete. Natürlich war nun alles ein Durcheinander von Trümmern, Steinen, Scherben und Splintern. Wir hätten unser Doktorhaus gerne nochmals bezogen, da die Kämpfe hier noch tagelang tobten. Aber mit diesem Idyll war es nun vorbei. Wir sind später noch oft am Hause vorübergekommen, als es allerdings nur noch ein Trümmerhaufen war. Als einziger Überrest war nur der eine Pfeiler der Gartenmauer stehen geblieben, an dem das Hauschild des „Docteur“ befestigt war. Auch diese letzten Zeugen von Stätten, an denen einst glückliche

Menschen gewohnt hatten, werden nun wohl von den Engländern vernichtet sein.

Langsam, zuerst ganz unbewußt, glitten wir hier an diesen Orten und in diesen Linien in den Stellungskrieg hinüber. Vorne ging man allmählich an das Einrichten und Ausbauen der Stellungen, bei Freund und Feind. Man störte sich gegenseitig wenig. Man kannte damals all das Furchtbare und Grauenhafte noch nicht, was der Menscheng Geist dann im Laufe der Zeit für diesen Stellungskrieg ersann. Es war still in diesen ersten Wochen. Man sah ebenso beim Feinde wie bei uns die Schornsteine der Unterstände rauchen, es war ein fast friedlicher Anblick. Man saß beisammen im Unterstand, der damals noch aus ein paar Balken und Brettern bestand und den man vor allem gegen Regen und Schnee sorgfältig zu verstopfen suchte. An Beton dachte man damals noch nicht. Man fing an, sich Stühle und Tische zu bauen, dann Betten und Schränke. So ging man allmählich zum Schönen und Bequemen über. Wir gewöhnten uns an dieses Leben, an die Menschen, an die Dörfer. Die Gegend erschien uns bald vertraut, wir liebten sie. Wir kannten jeden Weg und Steg, jeden Baum und jedes Haus. Wir brauchten hier in dem reichen Industriegebiet keine Unterkunfts-lager, keine Blockhäuser, keine Wasserleitungen, keine Feldbahnen neu zu bauen. Hier lag Dorf neben Dorf, überall waren Häuser und große Fabriken mit Schuppen und Ställen, hier gab es überall Eisenbahnen, rollendes Material, Lokomotiven aller Art, hier gab es Kohlen, Zement, Steine, Bauhölzer, Eisenträger, Stahl- und Eisenplatten, Blech,

Bohlen, Türen, Fensterrahmen, Glas — und alles in solcher Fülle, daß zum Ausbau der Stellungen überreiches Material vorhanden war. Es war uns eine ausgezeichnete Beihilfe und hat dazu beigetragen, unsere Linien allmählich zu der unerschütterlichen Front auszubauen, in der sie schon so oft unsern Feinden standgehalten haben.

Natürlich begann hier sogleich eine Organisation im größten Stile. Die Kanäle wurden wieder schiffbar gemacht, die Bergwerke und Fabriken instand gesetzt, der Ackerboden und die Gemüsegelder wurden bestellt, und man begann, die zahllosen Getreidemieten auszudreschen, die überall auf den Feldern standen. Da halfen alle zusammen zum Gelingen des Ganzen. Selbstverständlich mußte auch die Zivilbevölkerung mittun und sich ihr Brot verdienen. Wer von unsern Offizieren oder Soldaten durch seinen bürgerlichen Beruf für irgendeine Stelle besonders geeignet war, wurde an diese gestellt, weil er dort zurzeit mehr nützen konnte als im Schützengraben. Da entstanden bald landwirtschaftliche Kommissionen, Ausschüsse für Kohlenbergwerke, Kommissionen für Nutzarmachung der Maschinen in den Fabriken und Werkstätten. Und die Maschinen arbeiteten wieder für den Bedarf an der Front, stellten Stacheldraht und Handgranaten her, Schuttschilde und Grabenspiegel, Holzverkleidungen und Baumaterialien für die Unterstände und Schützengräben. So gaben schon in den ersten Monaten des Stellungskrieges die Arbeiten in und hinter der Front einen unvergleichlichen Beweis von deutscher Zähigkeit und Tatkraft.

Wenn man heute an alle die Wintertage denkt, die damals so langsam und trübe an uns vorbeigeschlichen sind, so kommt einem das vor wie etwas weitentferntes, längst Vergangenes. Weit lag da alles eingeschneit, die Felder und Dörfer, die Häuser und Wälder. Oft, wenn man so vorbeiritt an all dieser Stille hinter der Front, glaubte man, es sei alles Leben geflohen aus diesen Straßen und Gassen. Und doch war es oft traulich in den niedrigen Häusern. Da saßen die Leute, die nicht Dienst in vorderster Linie hatten, beisammen. Es war warm in den von Tabakrauch erfüllten Stuben. Man spielte Karten und putzte seine Sachen, man las und sang, und der Krieg war weit draußen, irgendwo . . . Und doch begegnete so manchem dieser frohen Gestalten der Tod schon am nächsten Tag, dort vorne im Graben. Eh er sich's versah, traf eine verirrte Kugel sein junges Herz.

Abends dann begann das Leben in den Dörfern zu erwachen. Die Essenholer, Radfahrer und Befehlsempfänger kamen ins Dorf. Es war immer ein bewegtes, buntes Bild. Ab und zu nur löste sich ein Kanonenschuß, unaufhörlich aber zischten die Infanteriegeschosse durch die Luft, und so manches Geschos verirrte sich bis in unser Dorf und oft auch in das Haus hinein. Da wurde dann das Loch in der Fensterscheibe verstopft, und man wartete ruhig auf das nächste „singende Vögelein“, wie unsere Leute diese verirrten Kugeln nannten.

Im Anfang war uns das lebhafteste Infanteriefeuer, das jeden Abend bei Beginn der Dunkelheit auf beiden Seiten einsetzte, sehr ungewohnt und beunruhigte alle

lebhaft. Immer wieder horchten wir dann angestrengt hinaus oder riefen vorne an, ob etwas Besonderes zu erwarten sei. Aber jedesmal kam die Antwort, daß es ein Beruhigungsschießen beider Parteien gewesen sei. Nach einigen Tagen gewöhnte man sich auch daran und es wurde einem bald zur Alltäglichkeit.

Auch die Ablösungen zogen abends in die Gräben hinaus. Es waren seltsam anmutende Gestalten, die man beim Aufblitzen eines Lichtes in den Dorfstraßen sich sammeln sah. Gegen Masse und Schlamm und Lehm hatte sich jeder so gut als eben möglich geschützt. Die Füße hatten sie bis an die Knie hinauf dicht umwickelt. Aber immer lebhaft waren diese Menschen, sie rauchten und lachten, piffen und sangen. Und doch ist es nur das Gefühl der Masse, der Zusammengehörigkeit, der Kameradschaft, die ertragen und vergessen läßt, daß es jetzt wieder dem Tode entgegengeht. Der einzelne bleibt doch immer Mensch, ganz Mensch. Er weiß, daß alles sein muß, ihn treibt Gehorsam und Pflicht, aber das Herz und die Gedanken sind weit, weit in der Heimat, bei lieben Menschen. Nachsinnen und Nachgrübeln liegt über der Seele, sie tastet in unbewußter Sehnsucht. Unaufhörlich aber schiebt die Masse wieder den einzelnen mit sich fort . . .

Ein Schlamm bedeckt die Straßen, halb Schnee, halb Regen. Der Tornister ist schwer, die Patronen drücken, die Pfeife brennt nicht mehr, vorne donnern die Kanonen. Post hat man seit fünf Tagen nicht mehr bekommen. Stumpfsinnig marschiert man, der Vordermann stolpert, in den Laufgräben glitscht man aus, alles hängt an

einem herunter wie Bleigewicht, und stumm und traurig blicken tausend glutvolle Augen zum Nachthimmel empor, ob nicht endlich der Regen und das Schneegestöber einhalten wolle. Aber alles bleibt grau, schwer und dunkel dort oben. Nur vom Kanal her, von La Bassée, donnert es unaufhörlich und am Horizont sieht man es zucken wie von tausend Blitzen; dort scheint alles nur Kampf und Tod zu sein. Dann steht man frierend und fiebernd hinter seinem Schützenloch. Die Füße brennen und die Augen sind gerötet vom Hinausstieren in die undurchdringliche Winternacht. Da schlagen nebenan wieder Granaten ein. Ein Schrei, ein Stöhnen, Fluchen — dann ist alles wieder tot und still. Man läuft nebenan, Krankenträger kommen vor, man leuchtet, flüstert, man lacht und flucht. Eben ist der Zug eingeschlafen. Sie liegen tief, wie tot in ihrem kurzen Schlaf. Es sind viele junge, zarte Gesichter darunter, auch alte Landwehrmänner, mit Bärten und harten Zügen. Sie alle schlafen den gleichen Schlaf. Nun aber müssen sie heraus. Die Besatzung im Graben ist schwach, unsere Linien sind dünn. Der Graben muß wieder aufgeschüttet, das zerstörte Drahthindernis neu gezogen werden. Es kostet heiße Mühe, sie alle wach zu schütteln.

So ist der Stellungskrieg. So haben damals unsere tapfern Soldaten in zähem Durchhalten gerungen und gekämpft, gearbeitet und gelitten. Und alle diese Kämpfe wurden gegen einen weit überlegenen Feind geführt. Trotz seiner Überlegenheit wurde er überall abgewehrt und, wo wir ihn angriffen, geworfen. Das war unser Geheimnis, unsere Organisation, der Geist des „Mili-

tarismus“, den unsere Gegner so sehr hassen und doch so gern nachmachen möchten, ohne es zu können. Denn dieser Geist, den sie fälschlich mit Militarismus bezeichnen, lebt in jedem einzelnen deutschen Soldaten tief und unausrottbar: es ist der Geist der Disziplin, der Unterordnung, der Pflicht, des Gehorsams. Mit ihm haben wir auch damals alle Schwierigkeiten und Beschwerden überwunden und unerschütterlich ausgeharrt.

Besonders den Engländern haben wir immer wieder gezeigt, welcher Geist uns allezeit beseelt hat. Wir ließen auch ihnen Gerechtigkeit widerfahren und haben stets zugegeben, daß sie zäh gekämpft haben bis zum letzten Mann. Aber sie waren uns auch stets an Zahl überlegen. Wo bei uns eine Kompagnie ihren Abschnitt halten, ausbauen und verteidigen mußte, da hatten sie deren zwei oder drei. Und doch haben wir sie damals immer wieder aus der Prellbockstellung geworfen, so oft sie diese uns auch abgenommen hatten. Diese Stellung war ein Eisenbahnprellbock, der am Ende eines neben dem La Bassée-Kanal herlaufenden Schienenstranges stand. Sie war als ein kleiner Stützpunkt besonders stark ausgebaut und von großer Wichtigkeit, weil von hier aus die feindliche Stellung flankiert werden konnte. Den Engländern war der Prellbock daher ein ewiger Dorn im Auge, und sie versuchten immer wieder, ihn uns zu entreißen. Besonders heftig tobte der Kampf um diese Stellung am Silvesterabend. Da wurde der Prellbock, nachdem er am Tage zuvor verloren gegangen war, von uns wieder genommen. Die beiderseitigen Linien lagen damals schon nahe gegenüber, oft nur 10 bis

20 Meter. Hier, in dem sumpfigen Kanalgebiet, waren die Verhältnisse besonders schwierig. Was nachts aufgebaut worden war, wurde am Tage wieder zerschossen, oder Regen und Schnee durchweichten den Boden so, daß jeder Sandaufwurf weggeschwemmt wurde. Der ganze Erdboden war völlig zernarbt und zerrissen. Täglich gingen hier Tausende von schweren und leichten Geschossen nieder. Drahthindernisse gab es nur noch stellenweise, und dann oft nur ein gemeinsames für Freund und Feind. Die Engländer suchten hier unsere Geschütze, die ihre Grabenbesatzung gegenüber dem Prellbock dauernd beschossen, und zwar auf ganz geringe Entfernung. Aber unsere Geschütze waren so gut versteckt, daß sie nie gefunden worden sind.

An diese Stellung schlossen sich die sogenannten Ziegelhaufen an. Das waren Blöcke aus Ziegelsteinen, die oft den Umfang eines kleinen Hauses hatten. Sie standen schachbrettförmig hintereinander, bis zu einer Tiefe von etwa 30 bis 40 Metern. Aus diesen Ziegelhaufen hatten die Engländer eine kleine Festung gemacht. Sie waren gespickt mit Maschinengewehren, mit Stacheldrahtanlagen durchzogen und durch Lauf- und Verbindungsgräben zu einem undurchdringlichen Stützpunkt ausgebaut. Da half nur Sprengung. Anders kam man nicht heran. Und seit Wochen bohrte die tapfere Pionierkompagnie dort unter der Erde und führte unermüdlich ihren aufreibenden und schweren Krieg im Dunkeln. Sechs Stollen wurden in die Erde getrieben. Tag und Nacht arbeiteten die Leute da unten, der Schweiß lief ihnen von Stirn und Nacken, je tiefer sie kamen, desto

enger und erstickender wurde es. Unheimlich flackerte dort das matte Licht, immer vorsichtiger mußte man bohren, um dem Feinde nichts zu verraten. Schon hörte man deutlich die Stimmen der Engländer, wenn sie sich unterhielten oder ihre eintönigen Lieder sangen. Man war also auf der richtigen Spur, unter dem ersten englischen Graben! Die Stollen wurden mit Dynamit geladen: es war alles wohl vorbereitet, der Sturm konnte beginnen. Es war damals ein naßkalter, trüber Tag. Nichts regte sich. Es war ganz ruhig zwischen den Fronten. Da flammte mit einem Male um halb acht Uhr morgens ein dürrer Baum, der für alle sichtbar war, weithin leuchtend auf. Das war das verabredete Zeichen. Mit furchtbarem Krachen sprangen die Minen, die Erde zitterte und bebte, und mit donnerähnlichem Getöse flog die englische Stellung in die Luft und begrub und verschüttete alles Leben unter sich. Schon aber segte der deutsche Sturm über die zertrümmerte Stellung hinweg, säuberte die Ziegelhaufen, arbeitete mit Handgranaten und Bajonett. Zugleich mit der Sprengung hatte unser Artilleriefeuer eingesetzt und hielt die feindlichen Batterien unter so starkem Feuer, daß diese zunächst gar nicht antworteten. Wir vermuteten sogar, daß die englischen Kanoniere gerade mit Rasieren oder mit ihrem Morgenkaffee und ihren Bisquits beschäftigt waren, als wir sie so nichtsahnend überfielen. Als sie dann aber bald zu sich gekommen waren, da legten sie mit ihrem Trommelfeuer los. Auch die feindliche Infanterie hielt unseren Leuten wacker stand und versuchte in heftigen Gegenangriffen immer wieder, ihnen das verlorene

Gelände zu entreißen. Es waren schottische Garderegimenter mit besonders gutem Mannschaftsersatz, die mit besonderer Mut kämpften. Aber ihre Anstrengungen waren vergebens. Unsere Badener haben sich siegreich behauptet und die Ziegelhaufen nicht wieder hergegeben. Es war ein Geschenk, das wir unserem Kaiser zu seinem Geburtstage in stolzer Dankbarkeit darbringen konnten.

Neben all diesen schweren Kämpfen, dem ununterbrochenen Ausbau der Stellungen, gab es aber, wie schon erwähnt, auch viel frohe Tage, die uns allen unvergeßlich bleiben werden. Es gab gar herrliche Quartiere in Nordfrankreich, Dörfer, die noch ganz unversehrt standen, und in denen sich bald ein fröhliches Leben und Treiben abspielte, wenn sie als Ruhequartiere bezogen wurden. Wer Glück hatte, erwischte sogar hier und da ein Bett. Aber man fragte nicht mehr so viel danach. Man war es schon zufrieden, unbehelligt von schweren Mienen und allen möglichen Kalibern ein Dach über dem Kopf zu haben. Selbst dicht an der Front hatten wir ein Dorf, das uns lange ein frohes Heim bot und in dem wir gern Unterkunft bezogen. Es wurde zwar täglich hineingeschossen, der dem Feinde zugelegene Teil war auch schon vollständig in Trümmern, aber trotzdem waren noch viele Einwohner dort, alte Mütterchen und Greise, Frauen und Kinder, die sich von ihrer Heimat nicht trennen konnten. Es tat einem weh, hier zu sehen, wie grausam der Krieg alles Besitztum armer Leute, ihre Scholle, an der sie mit ihrem Herzblut hingen, zerstörte. Uns taten die Leute nichts. Sie waren freundlich und halfen uns, wo sie konnten. Die Frauen wuschen die

Wäsche, die Männer reinigten die Straßen und besserten die Wege aus. Wir waren ja alle aufeinander angewiesen. Wenn das Dörfchen seinen sogenannten Morgen- und Abendsegen erhielt, so traf das uns alle gleich hart. Dann flüchtete alles in die Keller und Unterstände, die sich die Bewohner neben ihren Häusern selbst gegraben hatten. Sie hatten das schnell unsern Soldaten abgesehen.

Eine besonders komische Figur war der Lehrer, der vom Ortskommandanten als Bürgermeister eingesetzt war. Sein Haus war der Treffpunkt für alle Leute; alle Bitten und Wünsche wurden dort vorgetragen. Bei ihm wohnte der Ortskommandant selbst, dem es natürlich recht gut erging. Jeden Morgen, ehe man in die Stellungen ging, sprach man beim Herrn Bürgermeister vor, und hörte dann dort das Neueste. Er wußte immer etwas. Einen Tag erzählte er von einer gestohlenen Gans, den andern von der bevorstehenden Offensive seiner Landsleute, dann von der Güte der Kohlen, die dort in der Nähe des Dorfes in Haufen lagen, und eines Morgens meldete er sogar, daß ein kleiner französischer Bürger bei „Madame Juliette“ einpassiert sei. Die Mutter habe sich sogar schon lange den Namen zurechtgelegt, er solle „Camerade“ mit Vornamen heißen. Auf die Frage, wie sie denn auf diesen seltsamen Namen käme, lächelte der Bürgermeister verschmigt und sprudelte hervor: „Oui, mes officiers, je sais.“ Eines Tages seien etwa dreißig gefangene Franzosen durch das Dorf geführt worden. Madame Juliette sei mit mehreren deutschen Soldaten vor ihrem Hause gestanden. Die Franzosen hätten die

deutschen Soldaten freundlich angeschaut und Zeichen gemacht, ob sie ihnen nicht eine Zigarette geben wollten. Das hätten die deutschen Soldaten sofort getan und dabei den Franzosen zugerufen: „Bons camerades“. Das habe der Frau dann so gefallen, daß sie nun ihrem Söhnchen diesen Vornamen ausgesucht habe. Der Herr Bürgermeister war ein schlauer Kopf, er hatte überall seine Augen und Ohren, und mancher traute ihm nicht recht und meinte, er stünde mit dem Feind in Verbindung, durch Zeichen oder sogar durch unterirdische Fernsprechleitung, die in seinem Hause vermutet wurde. Diese Mißtrauischen meinten, er lenke mittels einer solchen Leitung das Feuer der feindlichen Artillerie. Als aber eines Tages ein besonders umfangreicher Volltreffer in das Haus des Bürgermeisters selbst einschlug, und der Glaschrank in seinem Wohnzimmer mit schönen alten Tellern, seinem Stolz und seiner ganzen Freude, klirrend zusammenstürzte, da glaubten auch diese Mißtrauischen nicht mehr daran, daß der Alte ein Spion sein könne. Lange hat die Herrlichkeit seiner Regierung hier auch nicht mehr gedauert. Die feindliche Artillerie beschloß das Dorf immer heftiger, und nachdem es unter der Zivilbevölkerung einige Tote gegeben hatte, mußten sie den Ort räumen, so schwer es ihnen und wohl auch uns gewesen sein mag. Denn nichts ist herzerreißender, als Menschen Abschiednehmen zu sehen von den Stätten ihres Lebens, an denen sie ihr Brot und ihr Glück gefunden hatten.

Einen Lichtblick in den schweren Tagen brachte für alle auch die Weihnachtszeit. Weihnachten im Felde!

Wer hatte daran gedacht! Nun aber sollte es Wahrheit werden, nun sollten wir hier draußen unsern deutschen Weihnachtsbaum anzünden, und die Grüße und Gaben aus der Heimat auf blutgetränktem Felde empfangen. Und die Heimat hatte uns nicht vergessen! Es kamen unzählige Gaben der Liebe, sowohl aus dem Schloß unseres Großherzogspaares als auch aus den entlegensten Bauerndörfern des Schwarzwaldes. Garnisonen hatten an ihre Regimenter gedacht, das Rote Kreuz, Hilfsvereine, Gemeinden, Verbände aller Art, große Gesellschaften, Privatleute hatten Hand in Hand gearbeitet und Gaben jeder Art in reicher Fülle gespendet. Vor allem stärkten diese Weihnachtstage wieder den Glauben und die frohe Gewißheit in uns, daß auch nach diesen grauen, schweren Tagen wieder einmal Sonne, Leben und Glück kommen würde. Denn auch draußen im Felde hat man oft die Empfindung tiefen Glückes. Man erlebt es in richtiger Pflichterfüllung, in Aufopferung für einen Kameraden, in der Sorge für andere. Es beruht auch hier, wie stets im Leben, in kleinen, nichtigen Dingen. Das sollten wir auch an diesem Weihnachtsfest erfahren, das wir hier so weit entfernt von Heimat und Liebe begingen. Das Verstehen dieser Gedanken mußte unseren Leuten die Weihnachtsfreude werden. Und wer sie begriffen hat, der ist nicht traurig, sondern froh durch diese Tage gegangen, in denen uns der Duft des Tannenzweigs, das in jedem Unterstande zu finden war, Erinnerungen an goldene Kindheitstage weckte. „Der Glanz des Sternenhimmels über uns, der Glanz all der Lichter, die unseren Weihnachtsbaum schmücken, der Glanz

der Liebe, die in unseren Herzen wohnt, sollen uns zurückleuchten in glückselige Kindheitsjahre. Sie sollen uns glauben lehren, daß es die Liebe eines Menschen war, die uns frei gemacht und uns erhöht hat. Sie sollen uns glauben lehren, daß alles eitel und vergänglich ist, wenn nicht die Liebe in unser Leben tritt, die Liebe, die uns vollkommen und stark, frei und innerlich groß macht." So sprach damals unser Pfarrer am heiligen Abend, und er hat in viele Herzen hineingesprochen. Als wir hinaustraten aus der festlich geschmückten Kirche, da stand ein klarer Sternenhimmel über uns, und dankbar grüßten wir zu ihm hinauf und dachten an unsere deutsche Heimat.

Hier hatten wir den Herbst und den Winter erlebt, nun sollten wir auch noch den Frühling sehen. Der Frühling kam in die Stellungen, er zeigte sich im Drahtverhau, er fing an, bei den Geschützen emporzusprießen. Hier kam an irgendeinem dürren Strauch eine Knospe hervor, dort blühte ein bescheidenes Veilchen, hier brachen Frühlingsboten aus der Erde. Überall neues Leben, neues Wachsen! Die grauen Tage hörten auf, an denen sich der Himmel so bleiern und trübe zeigte, die Sonne leuchtete häufiger und wärmer bis spät in den Nachmittag hinein. Diese Tage machten auch die Menschen frischer, froher, lebendiger. Da konnte man doch schon hier und da im Freien liegen, man brauchte nicht mehr den schweren Mantel und alle weihnachtlichen Liebesgaben, von der Bauchbinde bis zum Nasenwärmer, mit sich herumzuschleppen. Die Gräben fingen an, trockener zu werden, so daß man auch schon hier und da einmal

warme Füße verspürte. Alles das hob die Freudigkeit und man war froh, wieder in recht viel lachende Gesichter sehen zu können.

Auch damals hatten unsere Kameraden im Westen und Osten wieder große Kriegstaten verrichtet. Nun war es im April auf allen Fronten ruhiger geworden. Der Mai 1915 wurde dann der größte Ruhmesmonat der deutschen Armee in diesem Jahre, denn in ihm bekamen unsere Feinde wieder auf allen Fronten zu fühlen, daß das deutsche Schwert in den langen Wintermonaten an keiner Stelle eingeroftet war.



Die Lorettoschlacht.

Sin Maientag! Wie schön ist er selbst hier, wo der Tod geschritten ist, wo die Dörfer und Häuser Trümmerstätten waren und alles Leben grau und öde vernichtet liegt. Man freut sich über die Blüten, die in den Gärten stehen, über den duftenden Fliederstrauch, der zwischen den zerschossenen Mauern hervorleuchtet, über den Frohsinn unserer tapfern Soldaten, die singend durch die Stadt marschieren. Schön ist der tiefblaue Himmel, schön ist die warme Sonne, die schon um 4 Uhr morgens von Osten heraufgewandert kam. Um 6 Uhr stehen die Pferde vor unserem Haus. Im Garten arbeitet schon der alte französische Gärtner, der mit seiner Familie im Pförtnerhaus zurückgeblieben ist und alles so in Ordnung hält, als käme gleich die hohe „Société des Mines de Lens“ zu einer Sitzung. Dieser Gesellschaft gehörte nämlich unser Haus. Es war ihr Repräsentations- und Sitzungshaus. Es hat große Säle mit prachtvollen Marmorkaminen, elektrischen Kronen, Speisezimmer mit roten Plüschsesseln und im oberen Stock Schlaf- und Wirtschaftszimmer. Als wir das Haus im März bezogen, war es in den hohen, großen Räumen noch kalt und unbehaglich. Auch jetzt noch im Mai ist es luftig und kühl, so daß wir gerne die Maisonne zu den offenen Fenstern hineinlassen. — Der Garten hat schöne Gemüsebeete, die unser alter Gärtner sorgsam pflegt und die unserem tüchtigen Koch

eine wertvolle Beihilfe zu den Mahlzeiten bieten. In der Mitte des Gartens plätschert ein Springbrunnen, umgeben von breiten Rasenflächen. Da lagen wir nun oft an ruhigen Nachmittagen und sonnten uns. Dann konnte man oft ein schönes Schauspiel bewundern: die Flieger hoch in der Luft, umgeben von kleinen, weißen Schrapnellwölkchen. So oft man auch dieses Schauspiel gesehen hat, es ist immer wieder schön: dies leichte Schweben der silbernen Libellen, diese blaue Luft, diese Pracht und Harmonie der Farben da oben. Und immer muß man an die Menschen denken, die zwischen Tod und Leben dort oben schweben: alles, was sie beseelt, ist Heldentum, Mut, Begeisterung und Energie!

Als wir eben die Pferde besteigen, treten unsere morgendlichen Flieger schon ihre Heimreise an. Die Luft wird schon heiß und dunstig, es kommen die Sonnenebel und Strahlungen, die keine Beobachtung mehr zulassen. Wir reiten durch die Stadt. Es wird lebendig. Die Fensterläden öffnen sich, Frauen fegen die Straßen vor ihren Häusern, vor den Brunnen waschen sich unsere Grenadiere, die ihre drei Ruhetage von Herzen genießen sollen. Sie sind alle frisch und gesund, sie lachen, rauchen und plaudern, sie schleppen ihren Kaffee und ihr Brot in ihre Quartiere, mit deren Besitzern sie im besten Einvernehmen stehen. Wir reiten nun an dem kleinen Arbeiterhäuschen vorbei, durch die Stadt.

Wie frohe Augen hatte dieses kleine Städtchen Lens. Es zeigte sich uns in diesen schönen Sommertagen stets sonnig und heiter. Die Hauptstraße führte auf die Kirche zu, die dort als Abschluß einen prächtigen Anblick bot.

Der große Platz vor der Kirche war immer belebt: Reiter und Radfahrer, Offiziere, Ordonnanzen trafen dort ein, meldeten sich bei der Kommandantur, man lauschte den Weisen der Militärkapelle oder ging in das kleine Kaffee, das so gemütlich war und wo man immer Kameraden traf. Das bunte Leben und Treiben in der Stadt fing schon in diesen frühen Morgenstunden an.

Wir ritten an alledem vorbei. Unser Weg sollte uns heute zur Nachbardivision führen, die auf der Lorettöhöhe Wacht hielt. Es war ein langer Weg, die Sonne brannte heiß an diesem 8. Mai. Durch Felder und friedliche Dörfer ging es, überall rastlose Tätigkeit. Vor allem waren heute die Fernsprecher und die Munitionskolonnen an der Arbeit. Man ahnte etwas. Da wurden neue Leitungen und Reserveleitungen gelegt, Munition aller Kaliber rollte nach vorn an die Front. Sie sollten nur kommen!

In einem Dorf stiegen wir ab. Es schien heute vorn recht lebhaft zu sein. Durch Trümmer und zerstossene Häuser begann unser Anstieg zu jener Höhe, von der man weit hinüber sehen kann zur Lorettöhöhe, wo unsere tapfere Infanterie nun schon seit Monaten in einem Feuerschlunde lag und nur noch Blut und glühendes Eisen kannte. Der Weg zu den Beobachtungsstellen führte durch ein trostloses Gelände. Da lagen unzählige Blindgänger, Granattrichter ungeheurer Umfanges waren dicht nebeneinander, zerfetzte Bäume und Baumstümpfe bildeten ein fast undurchdringliches Chaos. Da half alles Aufräumen und Ordnungschaffen nichts. Man sah es diesen Höhen, hinter denen Batterien ein-

gegraben standen und eisern zähe Menschen bei ihren Geschützen Tag und Nacht ausharrten, an, daß schon ungezählte Tausende von Geschossen ihr Erdreich zertrommelt und zerrissen hatten. Es schien fast ein Wunder, daß hier überhaupt noch Menschen leben konnten. So war unser Weg auf die Höhengspitze ein ununterbrochenes Stolpern, Straucheln, Ducken und Deckungsuchen. Zischend fuhr eine Granate nach der anderen immer wieder in diesen, schon aus tausend Wunden blutenden Boden, immer wieder wurden Bäume entwurzelt und zersplittert. Droben aber schweifste der Blick hinaus über das Land, und das Auge, das hier längst mit jedem Stein und jedem Baum bekannt war, sah deutlich die Gräben von Freund und Feind auf der Lorettohöhe. Da lag schon den ganzen Tag über ein starkes Artilleriefeuer auf unseren Gräben. Die ganze Höhe war nur ein einziger Vulkan, ein Rauchmeer, eine Hölle, aus der Funken und Feuer, Eisen und Pulver hervorbrodelten. Und doch hockten da vorne Menschen, Menschen mit eisernem Willen und treuem Pflichtgefühl, Helden, Helden bis in den Tod . . . !

Hier oben auf der Höhe befand sich der Artilleriekommandeur des Abschnittes. Es war ein unaufhörliches Meldeln und Beobachten, Anordnen und Befehlen. Von hier gingen die Befehle an die Batterien und die einzelnen Züge, die vorne auf der Lorettohöhe standen, von hier ging ein unentwirrbares Netz von Leitungen zu den Nebenabschnitten, zum höheren Artilleriekommandeur, zum vordersten Schützengraben. Und so oft diese Leitungen zerschossen wurden, so oft wurden sie wieder ge-

fliekt. So mancher brave Kanonier hat dabei sein Leben lassen müssen, so mancher tapfere Fernsprecher hat sich da sein Eisernes Kreuz verdient. Aber an der Leitung in die vorderste Linie hing alles: die Entscheidung über Hunderte von Grenadieren da vorne, die Meldungen über die Wirkung des Artilleriefeuers, über Munition und Verluste, über die Lage und den Zustand der zertrommelten Gräben. Diese Leitung mußte erhalten bleiben. Was nutzte es noch, daß man sie in langen, mühevollen Nächten tief unter die Erde gelegt hatte, daß man sie einzementierte, daß man sie dreifach, vierfach baute? Als das rasende Trommelfeuer mehrere Tage lang über das Gelände niederbrauste und jeden Fuß breit Boden zermühlte, da blieb auch von dieser Leitung kein Faden mehr übrig. Aber alles, was vorne war, hat trotzdem unerbittlich gekämpft, bis keine Patrone, keine Granate mehr vorhanden war. Da haben die einzelnen Geschütze, die vorn bei der Infanterie standen und deren Rohre schon so glühend waren, daß sie zu bersten drohten, gekämpft bis zum letzten Mann, und die badischen Kanoniere sind ihrer Schwesterwaffe bis zum Tode getreu geblieben. Und als für ein badisches Infanterieregiment, das seit Monaten treue Wacht auf der Lorettöhöhe gehalten, Tag und Nacht vorne ausgeharrt hatte, ohne Nahrung, ohne Wasser, in sommerlicher Gluthize, inmitten von Not und Tod, von Moder und Gestank, als für dieses Regiment die erwartete Ablösung nicht eintraf, da stand es noch einen Tag da draußen, in zerschossenen Gräben, ohne Draht Hindernisse, ohne Anschluß, ohne Befehl, ohne Wanken. Und blutig hat es die immer

wieder anstürmenden Franzosen abgewiesen und keinen Schritt Boden verloren!

Die Lorettöhöhe hat viel Blut, aber auch großes Heldentum gesehen! Seitdem sie in den Herbsttagen 1914 in unseren Besitz gekommen ist, ist sie ununterbrochen der Schauplatz eines erbitterten Ringens auf Leben und Tod gewesen, ein Ringen mit dem zähen Feind und der harten Witterung, in Schlamm und Blut, in Eisen und Feuer. Ein Ringen Tag und Nacht, Winter und Sommer, Mann gegen Mann, ein Ringen der männlichen Kraft zweier kriegerischer Nationen gegeneinander. Die Kreuze wuchsen dort oben aus dem Boden, die frischen Gräber mehrten sich von Tag zu Tag. Im Winter breitete der Schnee eine weiße Decke über sie, als es Frühling wurde, schmückten die Soldaten sie mit grünen Zweigen und Blüten.

Dann kam der Mai 1915. Er kam mit klingendem Spiel und heiterer Pracht. In den Gärten von Lens und Liévin blühte der Flieder in verschwenderischer Fülle, blühten die Obstbäume und blühte es überall. Aber dort draußen, auf Loretto, war der Maienmonat furchtbar. Dort war er blutig und unmenschlich, dort löschte er das letzte Leben in den Bäumen aus, die hier vor einem Jahre noch köstlich geblüht hatten, nun aber nur noch armselige Stümpfe waren. Dort forderte er rücksichtslos das Leben von Freund und Feind, dort schuf er ein großes, unvergeßliches Grab.

Wir dürfen die badischen Regimenter nicht vergessen, die den ersten ungeheuren Stoß der frischen, feindlichen Übermacht auszuhalten hatten. Sie haben nicht gebebt,

sind nicht gewankt und gewichen. Sondern sie haben dort oben für das Vaterland den heiligen Tod erlitten und sich unvergängliche Lorbeeren um die Stirne gewunden.

Wir dürfen sie alle von dort niemals vergessen: die Sachsen, die Bayern, die Badener, die Württemberger, die preussischen und die elsässischen Regimenter und Bataillone. Dort, du deutsches Vaterland, ist das Heldenblut von Söhnen und Brüdern aller Stämme geflossen. Loretto ist Deutschlands Heldengrab! Dort oben haben sie unermüdlich gewacht, eisern ausgehalten, tapfer abgewehrt, heldenhaft angegriffen und erbittert gerungen. Dort sind sie in den Staub und in den Tod gesunken, um ewig in unsern Herzen zu leben.

Als wir an jenem Tage zu unserem Divisionsabschnitt zurückkehrten, lagen auch bei uns von allen Stellen Meldungen darüber vor, daß sich das feindliche Artilleriefeuer überall bis zur größten Heftigkeit gesteigert habe. Und kaum hatten wir von unserer Fernsprechezentrale die Verbindung mit dem vorne stehenden Infanterieregiment aufgenommen, als wir auch schon die Meldung erhielten, daß der Abschnitt eines Bataillons besonders stark unter heftigem Trommelfeuer stände und jeden Augenblick ein Angriff erwartet würde.

Das aber war nur ein Auftakt. Des Abends spielte der Fernsprecher nach allen Seiten, die Stationen waren stark belegt und unaufhörlich hörte man Meldungen, Anfragen, Mitteilungen über die Lage, Bereitstellen von Munition, Bestellung von Ersatzteilen und Fernsprengeräten. Alles deutete auf kommende Ereignisse hin.

Und dann brach am 9. Mai auch bei uns der Sturm los. Seit den frühen Morgenstunden kracht und donnert und heult es draußen unaufhörlich. In unserem Fernsprehraum flirren die Scheiben, das Haus zittert und bebt in seinen Mauern. Die Sonne steigt höher, es wird ein heißer Tag. Der Lärm der Schlacht tobt und jauchzt. Mörser, Haubizen, Kanonen brüllen, Maschinengewehre knattern.

Ich sitze am Fernsprecher. Die Meldungen von vorne sind karg, viele Drähte sind zerschossen. Von den Artilleriebeobachtungsstellen kommen Meldungen, daß stärkstes Trommelfeuer und Minenwurfffeuer auf unseren Gräben liegt. „Es muß kräftig von allen Batterien geantwortet werden, wir bekommen viel Munition.“

Nun antworten unsere Batterien. Schreiend, heulend jagen die Geschosse aneinander vorbei durch die Luft. Die Schlacht hebt an. Ich höre, wie die Fernsprecher arbeiten. Es tutet, ruft, schreit unaufhörlich. Jetzt berühren sich Drähte, man hört fremde Gespräche, abgerissene Worte: „Aber sofort“, „Wir brauchen Unterstützung“, „Sie sind im Graben“, „Bis jetzt zehn Tote“. . . .

Ich höre einen Artillerieleutnant mit seinem Hauptmann sprechen. Der Leutnant sitzt vorne im Graben und beobachtet von dort aus die Wirkung der schweren Haubizen. Er schreit, schreit sich heiser. „Nur schießen, Herr Hauptmann, schnell, sie kommen, sie stürmen in dicken Massen“ — und ich höre auch das ruhige Kommando des Hauptmanns an seine Batterie: „Granaten, 3000, Libelle 32, lebhaft feuern, eine Gruppe.“ Die Batterie feuert, Gruppe auf Gruppe. Sie steht in der

Nähe unseres Quartiers. Es donnert und kracht, dröhnt und knattert, es ist betäubend, es ist fürchterlich. Der Artilleriesleutnant spricht nicht mehr, aber die Batterie hört nicht auf mit Schießen, sie darf, sie kann nicht aufhören, und wenn die Rohre ausbrennen.

Ich spreche mit einem Batterieführer. „Meine zwei Geschütze vorne sind verloren, sie schießen noch, aber es ist keine Infanterie mehr da. Sie schießen wie toll. Aber sie wissen nicht, wo sind die Unseren, wo ist der Feind. Sie haben flankierend in dicke vorstürmende Massen geschossen, die Franzosen haben schreckliche Verluste. Ich bin auf der Bodenlücke. Alle Verbindungen sind zerschossen, man kann nichts mehr sehen, alle Gräben sind in Rauch- und Staubwolken gehüllt. Ich habe eine Offizierspatrouille vorgeschickt, aber noch keine Meldung.“

Nun ruft ein Abschnittskommandeur. Gott sei Dank, endlich eine Meldung, wie es steht. „Es steht böse vorne, alle Gräben und Unterstände sind zertrommelt, die Franzosen sind in unseren Gräben, dort wird erbittert gekämpft. Ich sehe alles deutlich. Unsere Batterien schießen sich gerade neu ein. Ich will dann ihr Feuer zusammenfassen und auf die von den Franzosen genommenen Grabenstücke vernichtendes Feuer legen. Ich stehe in Verbindung mit der Infanterie. Sie hält sich dann zum Gegenstoß bereit. Ich sitze hoch oben im Schornstein der Zeche A, fünfzehn Meter hoch. Ich habe mir Fernsprecheleitung herauflegen lassen und habe alle meine drei Batterieführer an der Strippe. Es ist ein Höllenfeuer vorne. Die Batterien und alle Beobachtungsstellen erhalten dauernd schweres Feuer. Wir haben Verluste,

besonders die vorgeschobenen Sturmabwehrgeschütze. Aber sie feuern noch. Schicken Sie bald Ersatzleute vor. Das dritte Geschütz der Batterie B hat Volltreffer, ein zweites hat infolge des rasenden Sperrfeuers Rohraufbauchung. Die beiden anderen Geschütze übernehmen den Raum, es geht. Aber in der Nacht müssen Ersatzgeschütze hinein, auch Munition brauchen wir . . . Augenblick . . ." Das Gespräch ist unterbrochen.

Die Brigade ruft an, dazwischen kommen Ordonanzen, Anfragen, neue Batterien, Munitionskolonnen, die Anweisung haben wollen. Ich spreche mit der Brigade. „Wir brauchen weitere 3000 Schuß. Wo abholen? Ach so, der Bahnhof ist zu weit, es wird zu spät. Wie? Also mit Autokolonnen. Sehr gut. An der Kirche in D. sind um 12 Uhr nachts beide leichte Kolonnen. Die Lage ist noch unklar. Es wird überall erbittert gekämpft. Aber wir schaffen es. Ich rufe nochmal an, später.“

Wieder tutet der Abschnittskommandeur: „Unsere Batterien sind eingeschossen. Sie liegen ausgezeichnet, ich sehe deutlich die Treffer und Einschläge. Wir bereiten den Sturm mit einstündigem Feuer vor, es wird schon werden. Stimmung vorne glänzend, alles Helden!“

Es läutet. Die Zentrale L. Sie hat etwa hundert Leitungen, die durch ihren Klappenschrank laufen. Die Klappen fallen ununterbrochen. Zwei bis drei Fernsprecher arbeiten unablässig an einem Schrank. Fast mechanisch ertönt immer und immer wieder ihr Rufen: „Sprechen Sie noch? Wird noch gesprochen?“ Auch sie sind Helden, da unten in ihrem Keller.

Der Adjutant des Nachbarabschnittes ruft an. „Gott Körner, Mit den Badenern.“

sei Dank, endlich sind Sie da. Alle Leitungen sind besetzt. Ich suche Sie schon seit einer halben Stunde. Sie müssen uns helfen, Ihre Batterien müssen Loretto flankieren können. Wir können es nicht mehr schaffen. Unsere Rohre glühen und sind fast ausgeschossen.“

Ich verspreche zu tun, was möglich ist. Aber auch bei uns stürmen sie immer wieder an, auch bei uns dampfen die Rohre. Aber da drüben müssen wir helfen, dort drüben auf Loretto soll es ein mörderisches Ringen sein. Dort toben Hunderte von französischen Mörsern, dort stürmen trunkene Neger und Turkos immer wieder an, dort ist die Verbindung abgerissen, dort sind in den Infanteriestellungen keine Besatzungen mehr, dort liegen Kanoniere von zertrümmerten Geschützen, vorgeeilte Kolonnenmanschaften und Burschen und Fernsprecher in den Lücken und kämpfen mit Handgranaten und dem Bajonett.

Endlich ist der zweite Abschnittskommandeur zu erreichen. Er liegt in L. Seine Batterien stehen zwischen Häusern und Mauern, in zerschossenen Bergwerken und zwischen Kohlenhaufen, an den Abhängen des Städtchens, zwischen Blumengärten und blühenden Bäumen. Die Beobachter hocken auf Schornsteinen, Türmen, Hausgiebeln oder sind auf den Höhen tief in die Erde eingegraben, nur erkennbar an einem schmalen Schloß in dem brauen Erdreich. Hier stehen fast überall die Geschütze einzeln, auf bestimmte Ziele eingerichtet, auf Sappen, Trichter, Verbindungsgräben des Feindes. Aber alle Geschütze und alle Beobachtungsstellen sind untereinander verbunden, ein dichtes Fernspreknetz mit zahllosen Umschaltern, Nebenverbindungen zu den In-

fanterie-Bataillonsstäben, in den vorderen Graben, zu der Munitionsreserve, läuft hier in diesem unübersichtlichen Gelände durcheinander wie ein Spinnennetz. Und doch liegt ein System darin, doch wird die kleinste Störung gefunden und beseitigt, und das ist meist erst in der Nacht möglich, wenn die Leitungspatrouillen im Schutze der Dunkelheit vor können. Erst solch ein kompliziertes Fernspreknetz ermöglichte es, dem Gegner überall und stündlich Abbruch zu tun. Wenn von einer Beobachtungsstelle Truppenansammlungen gesehen wurden, die von der betreffenden Batterie nicht gefaßt werden konnten, so rief man eine weit entfernt stehende Batterie an. Und nachdem sie mit allen Mitteln unserer heutigen vollendeten Technik eingerichtet war, begann der Batterieführer hoch oben im Schornstein mit der Batterie zu schießen, die gar nicht mehr in seinem Abschnitt stand, sondern, vielleicht drei bis vier Kilometer von ihm entfernt, in irgendeiner einsamen Stellung, die Geschütze einbetoniert oder tief eingegraben. Wenn dann die Batterie ihre Aufgabe erfüllt hatte, nahm sie ihre alte Richtung auf ihren Abschnitt und war wieder bereit, Sperrfeuer abzugeben.

So klappte hier alles tadellos. Ich spreche mit dem Abschnittskommandeur.

„Wir müssen zwei Geschütze herausbringen, die nach Loretto schießen. Wir müssen dort helfen. Vielleicht die beiden Geschütze im Kohlenwerk oder eine Haubitze.“

„Die Haubitzen kann ich nicht fortgeben, es sind nur noch zwei gefechtsfähig. Bei der einen ausgefallenen ist ein Stück des Rohres herausgeschlagen, Schild und Richt-

maschine verbogen, bei der andern ist das Rohr ausgebrannt. Sie kann noch schießen, aber schlecht. Bedenken Sie. 500—600 Schuß jedes Geschütz! Aber ich will's mit den beiden vorgeschobenen Kanonen versuchen. Ich spreche mal mit dem Zugführer. Entfernung bis Loretto ist allerdings 4000 Meter. Aber es macht nichts. Er kann dort gut flankieren. Einen Augenblick Man meldet soeben, daß nun auch schwerstes Minenwurf-feuer auf unseren Gräben liegt. Ich kann also jetzt nicht ein Geschütz aus meinem Abschnitt fortnehmen, für die Nacht will ich es versuchen, ob . . ."

Das Gespräch reißt ab. Den Grund erfahren wir sofort. Die schwere Batterie, die in unserer Nähe steht, bekommt Feuer mit größtem Kaliber. Dröhnend, betäubend, krachend schlagen die Geschosse ein, alle Gebäude beben und zittern in ihren Mauern, wieder beginnt dieser Höllenlärm. Merkwürdig: die Verbindung zu dieser Batterie geht noch. Ich spreche mit dem Hauptmann.

„Wir bekommen Trommelfeuer. Die Bande hat uns entdeckt. Sicher ist es der Fesselballon, der da über dem Walde steht. Er hat unser Mündungsfeuer gesehen. Bis jetzt haben sie uns noch nicht, aber ich höre mal mit Feuern auf, die Leute sind alle in den bombensicheren Deckungen. Unter Umständen muß ich die Stellung in der Nacht verlassen. Ich rücke dann 500 Meter vor, in den Obstgarten. Sie wissen. Um 7 Uhr morgen früh bin ich dann wieder gefechtsbereit. Dann mögen sie ruhig meine alte Stellung zertrommeln. Ich habe Meldung von vorne. Es steht gut. Die Franzosen haben

fünfmal mit unglaublichen Massen gestürmt, aber nirgends etwas erreicht. Unsere Kerle sind wieder mal großartig. Also noch 3000 Schuß, bis 11 Uhr abends. Gut! . . .“

So raste diese Schlacht Tage und Nächte, Wochen und Monate. So wechselten Angriff, Abwehr, Stürme und erbitterte Nahkämpfe Tag und Nacht. So donnerten und tobten die Geschütze unaufhörlich, so rannten immer erneut Massen des Gegners gegen unsere unerschütterliche Front. Was hier an Größe und unbeugsamer Kraft, an Heldentum und Treue geleistet worden ist, muß fortleben in alle Zeit und ist das höchste Ruhmesblatt in der Geschichte des badischen Korps. Und wenn man diese Helden sprach, die in dieser Hölle vorne standhielten, so war so viel Schlichtheit und Anspruchslosigkeit, so viel innere Größe und sittliche Reife in ihren Erzählungen, daß man dann wohl verstand, daß eine Armee nicht überwunden werden kann, die solche Soldaten in ihren Reihen hat.

Ich sprach mit einem Leibgrenadier. „Wir saßen in Carency. Nur noch fünfzig Mann von der Kompagnie. Wir waren schon von allen Seiten umfaßt. Aber keiner von uns hat rückwärts g'schaut. Ein Herr Leutnant von der Artillerie war noch bei uns. Fast war es wie ein Wunder: er hat noch Fernsprechverbindung mit seiner Batterie gehabt. Die konnte aber nur noch mit einem Geschütz schießen. Er sagte immer die Entfernung und beobachtete von hier vorne. Es wurde aber immer toller. Die schwersten Kaliber schlugen ein, eine schwere Granate durchschlug ein Haus bis in den Keller. Der Leutnant sagte: „Kinder, wir sind abgeschnitten, wir müssen aber

durch. Hängt Euch Handgranaten um, so viel Ihr kriegen könnt, nun los!" Vorher hatte er dem Geschütz noch durchgesagt, es solle ununterbrochen weiterfeuern, denn es schoß gut. Und nun schlichen wir uns, halb kriechend, an den Trümmern des Dorfes vorbei. Da stand tatsächlich schon ein französischer Posten. Zwanzig Mann sind's, zwei Offiziere. Wir springen mit Hurra auf sie los, sechs Handgranaten in sie hinein, und wir sind durch. Ich habe viele meiner Kameraden nicht wieder gesehen, ich weiß nicht, wo sie sind. Aber das weiß ich: Keiner von ihnen hat den Franzmann durchgelassen und das ist die Hauptsach. Und er wird niemals durchkommen." Das war am dritten Tage nach Beginn der Lorettoschlacht. Und der brave Leibgrenadier hat Recht behalten.

So wie er und seine Kameraden haben dann alle, die von anderen Teilen der Westfront kamen, als Helden hier gekämpft und geblutet. Und ihnen allen kann kein schöneres Denkmal gesetzt werden, als in den folgenden Versen eines Grenadiers, der selbst auf der Lorettohöhe geblutet hat, aufgezeichnet ist. Der Mann, der sie in einem Kriegslazarett in Nordfrankreich dichtete, hieß Hermann Weckesser. Ich trug seine Verse, Zeichen der schlichten und tiefen Empfindungsweise eines einfachen, deutschen Soldaten, in mein Kriegstagebuch ein. Sie sind wert, der Vergessenheit entrissen zu werden und lauten:

Die Lorettohöhe.

Einst war dein Grund ein Heiligtum,
Ein Ort des Betens und der Klage,
Dein Name war bekränzt mit Ruhm
Und mancher alten, heil'gen Sage.

Loretto, stolz auf deinen Ruhm,
Den du von altersher getragen;
Jest frug man nichts nach deinem Heiligtum,
Jest galt's allein, dein freches Volk zu schlagen.

Es galt, in Ehren jest den Kampf
Zu führen, der bestrafen sollte,
Das Volk, das in Verblendung, Unverstand,
Das deutsche Volk vernichten wollte.

Wohl hat dabei manch junges Blut,
Hier seinen letzten Weg gefunden:
Ob Freund, ob Feind, nun jeder ruht
In deinem Schoß, von Schmerz entbunden.

Auch ich vergoß auf dir mein Blut;
Doch Gott hat gnädig es gewendet:
Genesen bald in seiner treuen Hut,
Er mich von neuem auf das Kampffeld sendet.

Doch jest bist unser du, du stolze Höh,
Durch uns in blutigem Sturm genommen,
Drum noch einmal hurra dem tapfern Heer,
Das deinen steilen Hang erklimmen.

Doch wenn dereinst in Friedenszeiten wieder
Dein Volk ehrfürchtig dich verehrt,
Dann knie es auch am deutschen Grabe nieder;
Auch das ist seines Befens wert!



In der Champagne.

Bis Mitte Juni haben wir dort im Artois Wacht gehalten und die Franzosen nicht durchgelassen. Dann lagen wir einige Tage weit hinter der Front in stillen Dörfern in Ruhe. Dort hörten wir den Kanonendonner nur als weit entferntes Grollen. Dort war alles friedlich, die Bewohner waren freundlich und hilfsbereit, dort stand das Korn herrlich schön auf den Feldern und blühten bunte Blumen in den Gärten und zwischen den Häusern. Da gaben wir uns wieder einmal ganz dem Frohsinn und der Kameradschaft hin, hier waren wir wieder einmal ganz Mensch, weitab vom Krieg, weitab von all dem blutigen Grauen, das uns da vorne jeder Tag gebracht hatte.

Aber dieser Krieg ist rastlos. Er stellt einen heute vor Tatsachen, die man vor einer Stunde nicht für möglich und für ausführbar gehalten hätte. So gab es auch für uns keine lange Ruhe. Und wir rollten wieder in eine andere Gegend, ins dunkle Ungewisse hinein . . .

Wo wir dann wieder ausgeladen wurden, sahen wir dunkle Tannenwälder, wie in der Heimat, wie in Deutschland. Und als wir inmitten dieser herrlichen Wälder überall kleine Blockhäuser gewahrten, künstlerisch erbaut und ausgeschmückt, die als Unterkunfts- und Ruhelager bestimmt waren, da wollte das Staunen und Bewundern kein Ende nehmen, und wir waren gar nicht so ent-

täuscht über die „Kauff-Champagne“. Hatten wir sie uns doch viel schlimmer gedacht!

Es waren wirkliche Meisterwerke, die unsere Kameraden, die hier vor uns gelegen hatten, in den langen Monaten des Stellungskrieges geschaffen hatten. Hier waren allmählich Mannschafts- und Offiziersbaracken, Ställe und Küchen, Fernsprechkäuschen und Geschäftszimmer, Kantinen und Wirtschaftsräume entstanden. Nachdem man den äußeren Rohbau fertiggestellt und auch gegen jede Witterung widerstandsfähig gemacht hatte, war man mit besonderer Liebe an die Inneneinrichtung all dieser Räume gegangen. Die Ausstattung lieferten die zerschossenen Dörfer der Umgebung, aus denen man alte Tapeten, Stoffe, Öfen, Türen und Fenster gerettet hatte und nun hier in den Waldlagern mit Geschmack und Nutzen neu verwenden konnte. Wo es daran fehlte, gingen unsere Soldaten mit Axt und Säge selbst an die Arbeit und schufen aus dem überreichlich vorhandenen Birkenholz Möbel, die jeder kunstgewerblichen Industrie Ehre gemacht hätten. Es entstanden Stühle, Sessel, Bänke, Betten, Tische, Leuchter, Rahmen und was sonst noch alles gebraucht wurde. Die Stühle wurden mit Heu gepolstert und irgendwo ausfindig gemachtem Rupsen bespannt und boten ausgezeichnete Sitzgelegenheit. Natürlich wanderten viele dieser Gegenstände auch in die Unterstände und Schützengräben, viele wurden auch von den Leuten dort selbst angefertigt.

Aber die eigentlichen Kunstwerke entstanden in den Ruhelagern, wo die Mannschaften in ihren freien Stunden ihre Freude daran fanden, sich alles so nett wie

möglich einzurichten. Da haben sich Architekten, Baumeister, Zimmerleute, Tischler, Maurer, Schlosser, Töpfermeister, Dekorateurs und Maler zusammengetan und in unermüdlicher Arbeit hat jeder sein Können und seine Kunst gegeben. Sogar elektrisches Licht fanden wir vor, eine Annehmlichkeit, die man draußen in den Geschäftszimmern ganz besonders schätzte, weil es viel Arbeit gab und die Schreibmaschine bis tief in die Nacht hinein zu klappern hatte.

Auch sonst war hier alles anders. Hier standen unsere Batterien in den Wäldern, tief eingegraben und versteckt. Die Schützengräben waren in mühsamer Arbeit in den Kalkboden hineingehauen und zeichneten sich als weiße Streifen deutlich ab. Wenn da vorne die Sonne heiß brannte und der Boden ihre Glut widerstrahlte, haben unsere tapferen Leute oft schlimme Stunden ausgestanden. Das Wasser ist spärlich in der Champagne, der Boden saugt es schnell auf. Es mußte von den wenigen Brunnen und Wasserstellen in mühevoller Arbeit Tag und Nacht nach vorne geschleppt werden.

Im übrigen jedoch war es wenigstens ruhig hier, man lag an manchen Stellen 200 bis 300 Meter, oft sogar 1000 bis 1200 Meter auseinander. Da löste sich oft stundenlang kein einziger Schuß. Die Leute lagen dann, gebräunt und gebadet von der Sonne, in den Gräben, lasen, rauchten, spielten Karten und sangen ihre frohen Lieder. Natürlich gab es auch immer zu tun. Die Unterstände mußten neu eingerichtet werden, neue Sicherungsschächte tief in der Erde wurden gebaut, neue Maschinengewehrstände angelegt, der Graben wurde neu

aufgeschüttet und was sonst noch täglich und stündlich sich als notwendig erwies.

Weniger schön waren in der Champagne die Regentage. Da wurden die Wege und Gräben ein Schlamm von Kalk, Schmutz und Lehm, buchstäblich watete man dann überall in einem Milchbrei. Dann war uns die tüchtige Förderbahn besonders wertvoll, da andere Wagen in den aufgeweichten Wegen stecken geblieben wären und wir uns vergeblich nach unserem Proviant und der Munition umgesehen hätten.

Wenn man durch unsere Stellungen ging, so bot sich so mancher schöne Blick über die weite Ebene, zu den Nebbergen der Champagne, auf das Gelände hinter der feindlichen Front, und vor allem auf die alte schöne Stadt Reims. Da lag sie so oft im Glanze der Morgensonne vor uns, mit ihren Vorstädten und Kasernen und ihrem herrlichen Dom! Immer wieder suchten wir sie zu schonen, aber wenn die Geschütze, die um den Dom herum aufgestellt waren, wie kläffende Hunde losbellten, dann mußten auch wir ihnen antworten und ihnen den Mund stopfen.

Gerade dieser Teil der Champagne ist nicht trostlos, sondern der schönste. Wir sahen von den Beobachtungsstellen durch das Glas deutlich die Reben auf den Höhen stehen, sahen wie sie drüben das Getreide ernteten und mähten, und hörten oft ganz von weitem das Läuten von Abendglocken, die aus den Dörfern am Hange der Nebenberge zu uns herübertönten.

Wunderschöne Sommertage und Abende waren uns in diesen Monaten in der Champagne beschert. Da gab

es herrliche Übungsritte zur Ausbildung der Kriegsfreiwilligen. Sie führten über Täler und Höhen, durch Wälder und Felder, in frischem Galopp. Wir ritten zu den Nebenabschnitten oder zu den großen Mörsern und schweren Geschützen, die immer die Lieblinge der ganzen Division waren. Auch eine reiche Jagdbeute nistete in den Wäldern; vor allem war das wilde Kaninchen so zahlreich, daß man sein Aussterben nicht zu befürchten brauchte, auch wenn die Zahl der Jagdteilnehmer ins Hundertfache gestiegen wäre. Da traf man an stillen Nachmittagen so manchen Jagdliebhaber, die Büchse auf der Schulter, und mancher Karnickelbraten ist damals in die Waldlager gekommen.

Die Abende waren warm und schön. Wenn die Sonne sich gen Westen neigte, kamen die Flieger von ihren Erkundungsflügen zurück. Da hatte man immer aufregende Schauspiele, wenn die zahllosen weißen Wölkchen der Schrapnells sie umtanzten und man so oft gewettet hatte, daß der letzte Schuß ganz sicher ein Treffer gewesen sei, und wenn sie doch immer wieder glücklich dem Abwehrfeuer entronnen!

Auch die feindlichen Flieger besuchten uns oft. Dann verschwand alles von den Wegen und Straßen und hielt sich in der Nähe der Deckungen auf. Einmal wurden wir mit mehreren Bomben beehrt. Sie fielen dicht vor unserem Blockhaus nieder, die Fenster krachten, aber es gab nicht einmal Splitter. Die Treffer bleiben im großen und ganzen doch immer nur Zufall.

Wir hatten ein besonders nettes Waldlager. Da waren Blumenbeete, Gemüseanlagen und eine Birken-

laube, die einen herrlichen Ausblick auf die Höhen bei Reims gestattete. Unser Wohnhaus bestand aus einer Stube, die innen künstlerisch mit Birkenästen verkleidet war. Darin standen Stühle, Bänke und ein Tisch, an der Decke hing eine elektrische Krone, gleichfalls aus Birkenstämmen gefertigt. Auch ein Ofen stand in einer Ecke, und wenn er im Herbst des Abends brannte, dann war es recht heimisch und gemütlich in unsrer Behausung. Gegenüber lag die Küche und das Burschenzimmer, in einem Häuschen nebenan waren unsere Schlafzimmer. Besonders mustergültig war das Fernsprechhäuschen. Wir hatten drei tüchtige Leute, die unermüdlich an ihrem Heim schafften und es sich ganz besonders nett ausgestaltet hatten. Hier liefen unzählige Drähte herein und verbanden uns nach allen Seiten, mit den Batterien und der vordersten Linie, mit den Zentralen und allen anderen Stäben. Und obwohl diese Leitungen viele Kilometer lang waren, über und unter der Erde liefen, obwohl man oft durch Zentralen und Vermittlungsstellen verbunden werden mußte, so klappte doch alles tadellos, und die Freude war besonders groß, wenn die Verbindung mit jemand gelang, der sich irgendwo in vorderster Linie befand, oder wenn man mit einem Kameraden sprechen konnte, der gerade im Fesselballon saß und von dort aus das Schießen einer Batterie leitete.

Auch so manche fröhlichen Spiele und Sportfeste haben wir in unseren Waldlagern veranstaltet. Da entwickelte sich des Nachmittags oft ein buntes Bild. Die Regimentsmusik spielte, die Leute saßen und lagen unter den Bäumen und sahen dem Fußballspiel ihrer Kameraden

raden zu. Es waren tüchtige Spieler unter den Mannschaften, und es war eine Freude zu sehen, daß sie trotz des langen Krieges körperlich und geistig nichts an Kraft eingebüßt hatten, sondern daß sie gewandt und elastisch so manchen Ball durch das Tor brachten.

Das Wohl der Mannschaften war die ständige Sorge aller Vorgesetzten. Die Leute sollten frisch und gesund erhalten werden und auch geistig nicht verstumpfen. Daher wurde unablässig an der Erhaltung, Sauberkeit und Vervollkommnung der Waldlager gearbeitet. Es wurden Brunnen angelegt, Bäder ausgebaut, die Schlafräume wurden frisch und sauber gehalten, zur Ergänzung der Verpflegung wurde Gemüse angepflanzt, die Krankenzstuben wurden in eigenen hellen Räumen untergebracht, Kantinen wurden eingerichtet, in denen die Mannschaften alles Notwendige zum Einkaufspreis haben konnten. In ein Blockhaus wurde sogar ein Kino eingebaut, daneben ein Zimmer mit Zeitungen, Karten von den Kriegsschauplätzen und Bücher. So war den Leuten in ihren Ruhestunden für Geist und Körper alles geboten, was ihnen draußen dicht hinter der Front nur geboten werden konnte. Und sie waren immer dankbar und froh für die Erholung und Auffrischung, die sie in ihrem Waldlager fanden.

Diese verhältnismäßige Ruhe an der Champagnefront bot auch die erste Möglichkeit, Offiziere und Mannschaften, die schon seit Kriegsbeginn im Felde standen, in die Heimat zu beurlauben. Wer hätte je daran gedacht: Urlaub im Kriege! Nun aber war es wirklich so. Nun wanderten alle zehn Tage so und so viele unserer tapferen

Soldaten zu den Eisenbahnstationen hinter der Front, freuten sich ihres Lebens und fuhren dankbaren Herzens ihrer Heimat zu. Die Züge hallten wieder von lachenden, schwatzenden und singenden Soldaten. Sie sangen immerzu, sie grüßten die Menschen, sie grüßten zu den Dörfern und Häusern hinüber, an denen wir vorbeifuhren. Wir begegneten in diesen Tagen vielen Urlaubszügen. Sie bieten ein hübsches Bild. Man sieht in den erhellten Wagen nur Soldaten und Soldaten. Sie kommen von allen Fronten. Viele sitzen, den Kopf zurückgeneigt, im Schlaf, andere lehnen zum Fenster hinaus und summen etwas von Liebe und Heimat. Fahren sie an die Front oder kommen sie aus den Vogesen auf Urlaub in die Heimat? Ich weiß es nicht. Aber sie alle träumen wohl in dieser schönen Nacht von der Heimat, vom schönen Deutschland!

Ich denke an alle, die draußen auf der Wacht liegen, auf der Lauer hinter dem Schuttschild, im Graben oder in der Sappe. Ich höre das Singen und Pfeifen der nächtlichen Schüsse von Feind zu Feind. Und fühle, daß am Ende jedes Lebens der Tod steht, früher oder später, heut oder morgen. Deshalb wollen diese Menschen, die für ein paar Urlaubstage nach Deutschland kommen, leben, blühendes Leben trinken, ahnen und wissen, daß es das noch gibt!

Spät abends kamen wir in unserer alten Garnisonsstadt an. Als wir aus dem Bahnhofgebäude herausstraten, war es so tot in den Straßen. Der Himmel wölbte sich wie eine schwarze Kuppel, ich sah aber nur das Licht, dieses brennende Licht der großen schimmern-

den Sterne. Es war ganz still. Nur ab und zu hörte man in der Ferne Schritte verhallen, schwere Soldatenschritte. Man ging wie im Traum, nun war man wieder in Deutschland. Rechts und links der Straße, in den Gärten, mußten viele Blumen blühen, denn jeder leise Windhauch trug eine Wolke von berauschendem Duft herüber. Der nächste Morgen mußte einen schönen Tag bringen. Es war Sonnabend. Schon am frühen Morgen war das Volk vom Lande in langen Reihen in die Stadt gezogen, in seinen bunten Trachten, mit fröhlichem Lachen, mit flammenden Blumen, mit Waren aller Art. Da trieb es mich auf den Münsterplatz, wo der Markt abgehalten wird. Der schlanke Münsterturm ragte in des Himmels Blau, um ihn herum schließen kleine alte Häuser mit roten Dächern und Erkern, mit bunten Balken und flimmernden Farben den Platz. Da standen in weidengeflochtenen Körben gelbleuchtende Blumen, tiefrote Rosen. Süße Kuchen, buntes Backzeug aller Art lag auf den Tischen. Und über diesem bunten Chaos von Farben, über dieser berauschenden Pracht von Blumenbündeln und flimmernder Sonne hob von Stand zu Stand ein Rufen, Feilschen und Lachen an. Ein Brausen und Summen ging über den Platz. Kinder lachten und spielten dazwischen. Es war eine Symphonie von Licht, Farbe, Bewegung und Leben. Hier war Frieden, nichts von Krieg und Not, von Tod und Sterben.

Am Nachmittag stieg ich auf die Berge. Da kam mir alles vor wie sonst, wie in Friedenszeiten. Krieg und Tod, Kanonendonner und Grauen lagen weit, weit dahinten, und doch waren es erst vierundzwanzig Stun-

den, die mich von alledem trennten. Von hier oben sah ich die Stadt zu meinen Füßen liegen, ein mir seit Jahren so vertrautes Bild. Aber niemals war mir alles so schön, so ursprünglich, so lebendig vorgekommen wie jetzt. Ich erlebte diese blühenden Bäume, diese verschwenderische Blumenpracht, den strahlenden Himmel als ein neues, wundersames Geheimnis. Soweit das Auge schweifte, lagen hinter gleißendem Dunst die blauen Berge. Überall standen Blumen, rote und weiße. Sie blühten zwischen dem Grün der Felder und der Wiesen und dem leuchtenden Rot der Häuser. Und in dieser unaussprechlichen Pracht fand ich die Lösung des tiefen Geheimnisses: Das Leben triumphiert über Vergehen und Sterben . . .!

Als man dann die Menschen, die man lieb hatte, zum ersten Male wieder sah, da empfand man die Freude am Leben tief und heiß wieder, an diesem Leben, das dort draußen keinem etwas wert sein darf, das man jeden Augenblick hinzugeben bereit sein muß. Das Herz war übergelb von Freude, und ihm entströmten schlichte Verse des Dankes.

Als wir da vorne unter Trümmern lagen,
Und alles um uns barst und glühte,
Und so viel junges Blut die Erde trank.
Als uns das Leben eine Hölle wurde,
Und uns das Hoffen fast erstorben war. . . .
Da lag auch mir die stille Bitte auf den Lippen:
Oh laß mich sterben, sterben, Schicksal!

Dann sah ich dich, du deutsche Heimat wieder.
Sah deine Wälder und das goldne Wogen
Auf deinen reifen, weiten, heitern Feldern,
Sah deiner Sonne Glanz und deinen Himmel,

Körner, Mit den Badenern.

8

Und fühlte deine große, starke Kraft!
Als ich voll Liebe in zwei Augen sah,
Und ungeahntes Glück das Herz durchströmte. . . .
Da lag nur ein Gebet auf meinen Lippen:
Oh laß mich leben, leben, Schicksal!

Vier Wochen später . . .

Aus der stillen Champagne ist wieder ein Hexenkessel geworden, in dem es donnert und fracht, in dem es wütet und brodelst wie in einem feuerspeienden Vulkan. Und wieder hebt das große Sterben an, das heldenhafte Ringen, das tapfere Angreifen, das unerschütterliche Abwehren von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. Die Herbstschlacht in der Champagne hatte begonnen. Und wie damals auf der Lorettöhöhe Söhne aller deutschen Stämme geblutet und gesiegt hatten, so sollte auch hier wieder der Anprall der feindlichen Massen zerschellen an dem unerbittlichen Widerstand badischer und bayerischer Regimenter, sächsischer und württembergischer Bataillone, rheinischer und anderer preussischer Truppen. Auch hier haben sie alle wieder unverwelkliche Lorbeeren um ihre Fahnen geschlungen . . .

Ich war gerade damals in Sedan. Wir hatten einige Zeit, uns die Stadt anzusehen. Da gingen wir am Nachmittag über die Berge und Höhen, über die verfallenen Wälle, von denen aus man das Städtchen drunten im Tale so traut und friedlich liegen sieht, das Städtchen, das der Franzose so treffend charakterisiert, wenn er von ihm fast verächtlich sagt: „Seulement la province.“ Natürlich, etwas anderes hatte man sich auch gar nicht

vorge stellt, da sich für den Franzosen doch nur jedes Leben, jeder Glanz in Paris widerspiegelt. In der Provinz mochte alles alt werden, zermürben, zerfallen, in Vergessenheit geraten. Das ist es, was man in Sedan fühlt. Es ist der Geist müder und alter Menschen, und der Atem vergessener Zeiten, der über dieser Stadt weht. Seit 1871 ist nichts gebessert, nichts geändert, nichts getan. Die Stadtwälle liegen alt, zermürbt und abgebröckelt da und träumen, übersponnen von Blüten und Dornen, von vergangenen Zeiten. Den gleichen Eindruck macht die Stadt mit ihren Winkeln und Gassen, ihren niedrigen Häusern und Häuschen. Auch nicht irgend etwas Großes, Neues, Modernes, alles alt, überlebt und verschlafen. Das macht nicht etwa unsere Besetzung, im Gegenteil: sie haucht der Stadt noch Geist und Leben ein, durch sie kommt der Pulsschlag des Lebens in die Mauern. Es ist so reizvoll, unsere Soldaten am Rathausplatz vorbeiziehen zu sehen, wo der französische Marschall Turenne ernst und stolz auf sie herabschaut. So manche Reiter und Kolonnen, Automobile und Radfahrer halten dort unter seinen Augen und bringen immer ein frohes, buntes Bild in das graue Einerlei der Stadt.

Besonders gerne stehen die Einheimischen dort und staunen das alles immer wieder an. Man kann nicht verlangen, daß sie uns lieben. Im Gegenteil, sie sehen in uns die Menschen, die ihr Leben, ihr Heim und Glück zerstört haben. Was es heißt, über ein Jahr lang nichts von seinen Angehörigen zu erfahren, das wird jeder ermessen können. Sie hören nichts, sie wissen nicht, wo ihre Männer, Söhne und Brüder sind, ob sie leben oder ge-

fallen sind, ob auch sie noch immer an den Sieg Frankreichs glauben. Denn merkwürdig: die Einwohner Sedans glaubten noch daran, mit einem Stolz und einer Unbeugsamkeit, die bewundernswert waren. Auch ihre letzte Hoffnung, die Herbstschlacht in der Champagne, hat sich damals nicht erfüllt. An jenen Tagen standen sie auf den Straßen und Gassen und sahen flüsternd voll Haß und Angst die Tausende von Eisenbahnzügen, die damals unaufhörlich rollten. Wie für uns hierin das Gefühl stolzer Kraft beschlossen lag, so war es für sie Verachtung und Kleinmütigkeit. Es ist gewiß eine tiefe Tragik für diese Menschen in allem, was sie umgibt und was sie schauen.

Zum Abschied leuchtete ein prachtvoller Herbsttag über Sedan. Altweibersommer flog durch die Luft und es war überall ein Singen und Klingen wie Sieg und Leben. Eine Weihe ohnegleichen lag über unserem Soldatenfriedhof, wo so viele, viele Helden begraben liegen. Eine Säulenhalle haben unsere Landstürmer dort ihren gefallenen Kameraden errichtet, als ein ewiges Zeugnis der Liebe und unauslöschlichen Dankbarkeit. Weit in das Land hinaus leuchten von ihr in goldenen Buchstaben die Worte:

Kämpfend für Kaiser und Reich, nahm Gott uns die irdische Sonne;
Fest, vom Irdischen frei, strahlt uns sein ewiges Licht.

Heilig die Stätte, die ihr durch blutige Opfer geweiht habt!

Dreimal heilig für uns durch das Opfer des Dankes.

Von weit her klingt der Kanonendonner aus der Champagneschlacht an unser Ohr, man ist mit seinen Gedanken nur da vorne, bei Deutschlands Heldensohnen, die dort für des Reiches Herrlichkeit und der Heimat Glück sterben und siegen!



Von dem Verfasser dieses Buches ist bei uns erschienen:
Die inneren Werte des deutschen Soldaten

Preis 60 Pfg.

Inhalt: Die innere Sittlichkeit — Gehorsam und Pflichtgefühl — Heldentum und Tapferkeit — Kameradschaft — Religiöses Empfinden — Gemüt und Empfindung.
„Wer den deutschen Soldaten sehen will, wie er wirklich ist — dies Buch gibt ein getreues Spiegelbild von ihm.“ Die Wartburg.

Chronik des Deutschen Krieges

nach amtlichen Berichten u. zeitgenössischen Kundgebungen

Bis November 1916 sind erschienen: Band I—IX. Jeder Band mit etwa 500 Seiten Text, mit Bildnissen und Kärtchen. Band IV und Band VIII erhalten je ein ausführliches Namen- und Sachregister über die vorausgegangenen Bände. Ferner den Ergänzungsband zu Band VII, enthaltend Die belgischen Gesandtschaftsberichte aus den Jahren 1905—1914. Preis gebunden Band I—VIII und Ergänzungsband je M 2.80, Band IX und folgende je M 3.50

Ottmar Ruz

Hauptmann d. R.

Bayernkämpfe

Einmarsch in Frankreich / Mit der Kavallerie in Flandern / Grabenkrieg vor Arras

Mit 8 Abbildungen. Gebunden M 2.80. Soeben neu erschienen

Bayernkämpfe! Wie vor Zeiten die Schwabenstrieche, so sind jetzt die bayerischen Hiebe in der Welt berühmt geworden. Ein Buch, das wie dieses von den Taten und der Art eines so kriegstüchtigen deutschen Stammes erzählt, wird überall auf das besondere Interesse der Leser rechnen dürfen. Der Verfasser, eine in Bayern bekannte Persönlichkeit, versteht es vortrefflich, knapp und anschaulich zu schildern; er ist durch und durch Soldat, und sein prägnanter Stil hat ganz die Energie dieser seiner Art. Auf die Besonderheit seines Inhaltes — die Erlebnisse dieses Bayernbataillons gehören zu den denkwürdigsten des Krieges — sei nachdrücklich hingewiesen. Die mit Sorgfalt ausgewählten Bilder — die vom fluchwürdigen Orchiez erfüllen den Beschauer mit dem Gefühl der Genugtuung — unterstreichen und verstärken die Wirkung des Werkes noch wesentlich.

E. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Theodor Bitterauf / Die deutsche Politik und die
Entstehung des Weltkrieges. VII, 202 Seiten 8°. Leicht ge-
bunden M 2.80

K. Th. v. Heigel / Deutsche Reden. Mit Anhang: Aufsätze
und Reden über den Krieg,
einem Nachruf und einem Bildnis. Gebunden M 5.—

Fritz Endres / Prinzregent Luitpold und die Entwick-
lung des modernen Bayern. In Pappband M 2.— (Soeben neu
erschienen)

Karl Strecker / England im Spiegel der Kultur-
menschheit. Ein Buch der Zeit. Gebunden M 2.—

Fr. W. Freiherr von Bissing / Deutschlands Stelle
in der Welt. Geheftet M 1.—

Julius Kaerst / Das geschichtliche Wesen und Recht
der deutschen nationalen Idee. M 1.50

Siegfried Marck / Deutsche Staatsgesinnung. M 1.20

Karl Alexander von Müller / Über die Stellung
Deutschlands in der Welt. M 1.— (Soeben neu erschienen)

Deutschland, Deutschland über Alles! Ein Lebensbild des
Dichters Hoffmann
von Fallersleben von Dr. Heinrich Gerstenberg, Direktor des Wilhelm-
Gymnasiums in Hamburg. Mit Abbildungen. Gebunden M 2.—. (Soeben erschienen)

C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Walter Fley
Der Wanderer zwischen beiden Welten
Ein Kriegerlebnis

Gebunden M 2.50

Soeben erschienen

Wanderer zwischen beiden Welten, zwischen der Welt der Dinge und der Welt des Geistes, zwischen Soldatenleben und Soldatentod sind der Verfasser — der Leutnant und Dichter Walter Fley — und der gute Kamerad, dem er in diesem Buch ein Denkmal gesetzt hat. — Dieser deutsche Leutnant und Kandidat der Theologie Ernst Wurche, dem es gilt, ist eine unvergessliche Gestalt geworden. Sein Wesen voll schöner Menschlichkeit wirkt darin fort, wie es im Leben seine ganze Umgebung geläutert und beglückt hat. Das reine Bild eines jungen deutschen Helden!

Herbert Gehring / Meine M. G. K.
Kriegerlebnisse in Ostpreußen

Gebunden M 2.80

Soeben neu erschienen

„Die Schicksale einer Maschinengewehrkompanie werden das Interesse vieler wachrufen. Eine erfreuliche Lebendigkeit und Flottheit der Schilderung ist einer der Hauptvorzüge des Buches. Weniger ein Buch vom eigenen ‚Ich‘ im Kriege sind diese Kriegerlebnisse, sondern ein hohes Lied vom wunderbaren Geist und der glänzenden Haltung des deutschen Heeres sind diese Blätter.“ Anhalter Tagebl.

Frhr. W. v. Kummel / Das erste Jahr
Aus den Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen

Gebunden M 3.—

Soeben neu erschienen

„Wer nur von Kriegsgetöse und Schlachtenlärm lesen will, kommt in dem Buche nicht auf seine Rechnung. Wohl aber, wer in fein abgestimmten Bildern von mühsamer Kriegsarbeit, von stillem Heldentum, von traulichen und schaurigen Stunden des Krieges von einem lebenswürdigen Erzähler sich vorplaudern lassen will.“ Kgl. bayer. Staatsanzeiger.

Karl Graf Scapinelli
Von der Adria bis zum Ortler

Kriegsberichte von der österreichisch-italienischen Front

Gebunden M 2.20

* Mit 8 Bildern

* Soeben neu erschienen

„Graf Scapinellis Kriegsbuch wird allen denen willkommen sein, die als Hochtouristen jene Schneegebirge durchstreiften, auf denen heute Tirols Landesschützen gegen welschen Raub treue stille Wacht halten. Aber auch die anderen können darin vortreffliche Worte von den übermenschlichen Kämpfen in den Dolomiten und an den kahlen Höhen des Karst finden.“ Anhalter Tageblatt.

E. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Artur Kutscher

Kompagnieführer und Leutnant d. L. im Reserve-Infanterie-Regiment 92,
a. o. Universitätsprofessor in München

Kriegstagebuch

Erster Teil: Namur · St. Quentin · Petit Morin · Reims
Winterschlacht in der Champagne. 2., unveränderte Auflage (4. und
5. Tausend). Gebunden M 3.—

Zweiter Teil: Vogesenkämpfe. Geb. M 2.20. (Soeben neu erschienen)

„Als eine der schönsten, eindrucksvollsten Kriegsschriften möchte ich das ‚Kriegs-
tagebuch‘ von Artur Kutscher empfehlen. . . . Es sind die lebendigsten, anschaulichsten
und ergreifendsten Bilder aus dem Schützengraben und aus den französischen Dorf-
quartieren, die man sich nur vorstellen kann. . . . Ein scharfes psychologisches Urteil,
eine überlegene Intelligenz und zugleich die mit ernster Güte gepaarte frische
Energie des geborenen Soldatenführers gewinnen sofort unsere volle Sympathie.“
Kurt Martens (Literarisches Echo).

Dr. Wilhelm Feldmann / Mit der Heeresgruppe des
Prinzen Leopold von Bayern nach Weißrußland hinein

Leicht gebunden M 1.80

„Der Tatsachensinn und die frische Darstellungsweise Dr. Feldmanns geben uns
auf den 120 Seiten des Buches die lebendigste Anschauung von wichtigen Er-
eignissen des polnischen Feldzuges.“ Ostdeutsche Warte.

Otto Kerler / Sieben Monate in den Vogesen,
in Flandern und in der Champagne

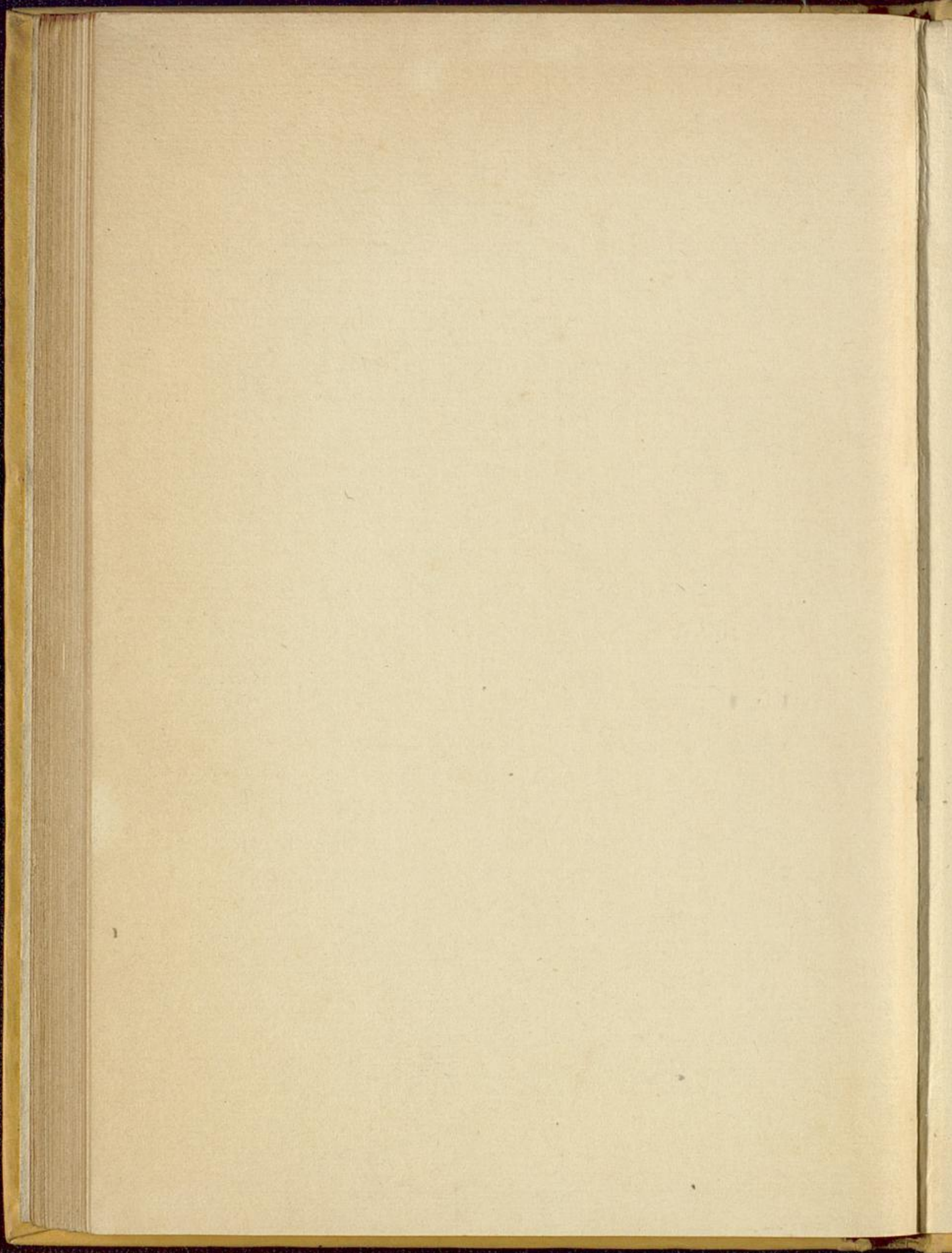
Briefe aus dem Feld an seine Mutter. Mit 4 Bildern

2., unveränderte Auflage (4.—6. Tausend). Leicht gebunden M 1.80

„Aus jeder Zeile spricht wie etwas Selbstverständliches eine männlich starke und mit
unüberwindlichem Pflichtgefühl verbundene Vaterlandsliebe, eine treue Kamerad-
schaft und eine ebenso natürliche Tapferkeit, die ihn zum erfolgreichen Führer seines
Zuges macht und ihm das bayerische Militärverdienstkreuz mit Krone und Schwertern
einbringt. Dazu gesellen sich auch ein echt süddeutscher Humor und süddeutsche Be-
haglichkeit und ein wahrer und klarer Stil, der uns die Dinge sehen läßt, wie sie
sind, und siegesgewisse Hoffnung wachruft.“ Wirl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Adolf
Matthias (Berliner Tageblatt).

E. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

E. F. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen



BLB Karlsruhe



51 75261 3 031

